

INHALT:

| | | |
|--------------------------------------|--|--------------|
| SCHWARZE DEUTSCHE | Wir kämpfen, seit es uns gibt <i>von Ika Hügel</i> | 2 |
| ••• | Auffallen und verändern <i>von Judy Gummich</i> | 5 |
| ••• | Weiß sind die, die gewinnen ... <i>von Eleonore Wiedenroth</i> | 9 |
| ALLTAG | Meine „Negerkrause“ <i>von Ricky Reiser</i> | 14 |
| ••• | „Mister Universum“ <i>von Ricky Reiser</i> | 15 |
| SCHWARZE DEUTSCHE | Basisprobleme Schwarzer Deutscher <i>von Bärbel Kampmann</i> | 17 |
| IM GESPRÄCH | Wir sind sensibler geworden <i>von Annette Männel</i> | 20 |
| RASSISMUS | Ausländerfeindlichkeit = Rassismus <i>von Ricky Reiser</i> | 22 |
| OST/WEST | Ost-West-Barrieren <i>von Hannelore Scholz</i> | 23 |
| FEMINISMUS INS PARLAMENT | Landfrauen Ost <i>von Petra Bläß</i> | 28 |
| GEWALT | „Jine Rabe – Frau, steh auf!“ <i>von Elfriede Brüning</i> | 30 |
| REZENSION | Schon immer wollte ich Mann und Frau zugleich sein <i>von Christiane Baumann</i> | 31 |
| ••• | Entfremdete Verbindungen <i>von Hanna Behrend</i> | 33 |
| ••• | Wen interessieren die alten Geschichten noch? <i>von Therese Hörnigk</i> | 35 |
| PROJEKTE | „Adefra e.V.“ | |
| § 218 | <i>von Ulrike Bagger</i> | 38 |
| KONGRESS | <i>von Ulrike Bagger</i> | 40 |
| IHR AN EUCH | | 42 |
| INFORMATIONEN | | 44 |
| STREIK/ERSTUNTERZEICHNERINNEN | | 45/47 |

Weiblick
Herausgeberin:
Redaktion/Org.:
Autorinnen:
redakt. Mitarbeit:
Fotos:
Graphik:
Layout & Design:
Satz:
Druck:
Anzeigenbüro:
Bankverbindung:

Friedrichstraße 165, 10117 Berlin, Tel.: 229 26 40, Fax: 229 26 75
Unabhängiger Frauenverband, Friedrichstraße 165, O-1080 Berlin
Annette Männel
I. Hügel, J. Gummich, E. Wiedenroth, R. Reiser, B. Kampmann, H. Scholz, P. Bläß,
Chr. Baumann, H. Behrend, Th. Hörnigk, U. Bagger, A. Männel
Tatjana Walter
Kath. Vogel (S. 2, 3, 5, 7, 24, 26, 27, 32, 34,) Chr. Zschommler (S. 10, 15, 18) St. Lam-
mel (S. 21, 22, 23, 31, 36) D. Alagiyawanna (S. 14, 33, 38) UFV-Archiv (S. 39, 40)
St. Jahnsnowski (S. 20)
A. Raidt, M. F. Müller
F-chen
TRIGGER
Friedrichstraße 165, O-1080 Berlin, Tel.: 229 26 40, 229 16 85 Fax: 030/609 31 75
Anzeigenpreisliste kann bei der Redaktion angefordert werden.
Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00, Konto-Nr. 4153 81 0504
Der Inhalt der Texte muß nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

AFRO-KALYPSE

SCHMERZ WIRD ZU TRAUER
TRAUER ZU MÜDIGKEIT
MÜDIGKEIT ZU STILLE
STILLE ZU LACHEN

FAST IMMER

Nicola Laure-al Samarai

SCHWARZE DEUTSCHE



IR KÄMPFEN,
SEIT ES UNS GIBT ...“

Ika Hügel

Öffentlichkeit/Presse
„Orlanda“-Verlag

Mein Name ist Ika Hügel, ich bin 1947 in der Bundesrepublik Deutschland geboren und aufgewachsen. Meine Mutter ist weiße Deutsche, mein Vater Afro-Amerikaner. Ich habe seit Juni 1993 Kontakt zu ihm.

Aufgewachsen bin ich in einer Kleinstadt in Bayern. Sowohl in unserem Haus, in der Umgebung, im Kindergarten und in der Schule war ich die einzige mit einer anderen Hautfarbe. Rassismus und Diskriminierung begannen für meine Mutter nach meiner Geburt. Sie wurde aus der katholischen Kirche ausgeschlossen und von vielen als „Negerhure“ betitelt. Selbst vom engsten Familienkreise (außer von meiner Großmutter) wurde sie verachtet und in keiner Weise unterstützt. Sie war vom Tag meiner Geburt an ausgeschlossen aus der Gesellschaft. Zu der damaligen Zeit (nach 1945) schalteten sich auch die zuständigen Jugendämter in der Form ein, indem sie zielgerichtet den Müttern afro-deutscher Kinder nahelegten, sie in einer Pflegefamilie oder in einem Heim unterzubringen. Im Bundestag wurde die Gruppe der Afro-Deutschen als „Sonderproblem“ beurteilt:

Eine besondere Gruppe unter den Besatzungskindern bilden die 3.093 Negermischlinge, die ein menschliches und rassisches Problem besonderer Art darstellen ... Die verantwortlichen Stellen

der freien behördlichen Jugendpflege haben sich bereits seit Jahren Gedanken über das Schicksal dieser Mischlinge gemacht, denen schon allein die klimatischen Bedingungen in unserem Lande nicht gemäß sind. Man hat erwogen, ob es nicht besser für sie sei, wenn man sie in das Heimatland ihrer Väter verbrächte ... (das Parlament, 19.3.1992, zitiert in „Farbe bekennen“, S. 100)

Als Resultat der damaligen Politik der Jugendämter wurde ich von meinem siebenten Lebensjahr an bis zu meinem fünfzehnten Lebensjahr in einem christlichen Heim weit weg von meiner Familie untergebracht. Ich wurde gequält, meine noch junge Persönlichkeit vernichtet und mein Selbstbewußtsein zerstört. Mir ist es wichtig, an dieser Stelle zu erwähnen, daß nicht nur ich, aber gerade meine Generation (die also nach dem Zweiten Weltkrieg) die Auswirkun-

gen von Rassismus und die einhergehende Isolation und Ausgrenzung am spürbarsten zu tragen hatten. Generationen vor uns, auch wenn die Schwarzen Väter nicht anwesend waren, konnten doch von ihren Landleuten sprechen, von Kameradinnen und Kameraden, von gemeinsamen Treffpunkten und Unternehmungen. Als Beispiel zitiere ich Friede P., 1920 von einem Schwarzen afrikanischen Vater und einer weißen Deutschen geboren:

... ab '38 bin ich zu den Filmen nach Berlin gekommen. Da lernte ich dann die Landsleute kennen – Landsleute –, so bezeichnen wir Alten uns noch heute. Vorher kannte ich ja keine.

Bei der Filmerei war es sehr gemütlich. In den Pausen nahmen die Afrikaner oft ihre Trommeln, und wir sangen vor den Ateliers. Aus allen Produktionen kamen die Leute gelaufen und hörten begeistert zu.



Nach 1933 waren kaum Afrikaner und Afrikanerinnen zurückgekehrt. Was sollten sie in Afrika? Wer hätte ihnen die Fahrt bezahlt? ... Wir waren alle zusammen – jüngere und ältere Afrikanerinnen, die heute überall verstreut in Deutschland leben. Viele sind auch in den Kriegsjahren umgekommen („Farbe bekennen“, S. 77-78)

Kinder von GIs waren gewöhnlich abgeschnitten vom Land des Vaters, da diese alle wieder zurückgingen oder wieder zurückbeordert wurden. So erfuhr auch mein Vater nie, daß ich geboren wurde. Einen Bezug zu Afrika herzustellen, war deshalb kaum möglich, da ja noch nicht einmal der Kontakt zu den USA da war. Die Generation nach uns in den siebziger Jahren hatte vorwiegend Väter aus afrikanischen Ländern. Sie kamen als Studenten nach Deutschland, meist nach und während der Unabhängigkeitskriege. Die meisten Afro-Deutschen in dieser Zeit hatten und haben Kontakt mit ihren Vätern und viele lernten das Heimatland des Vaters kennen.

1985 fand das erste afro-deutsche Treffen in der Bundesrepublik Deutschland statt. Ich war 39 Jahre alt, als ich das erste Mal andere Afro-Deutsche und Schwarze Menschen kennenlernte: *Ich kann mich sehr gut erinnern, daß sich etwas in meinem Bewußtsein und in meiner Persönlichkeit verändert hat, als ich Schwarze Deutsche kennengelernt*



habe. Mir wurde klar, daß ich mich bisher immer nur von Weißen unterscheiden habe, und die waren in der Regel immer „besser“ als ich. Sie waren mir in allem überlegen, wurden geachtet, mir gegenüber bevorzugt, brauchten sich nicht in Frage zu stellen, und viele genossen all die Selbstverständlichkeiten, für die Afro-Deutsche hart kämpfen mußten

und noch immer müssen. Die Mehrzahl der Weißen konnte sich eher mit den angenehmen und interessanten Dingen im Leben beschäftigen. Die Vielfalt des Lebens bot sich den meisten von uns nicht. Als ich Afro-Deutsche kennenlernte, entdeckte ich zum ersten Mal Unterschiede, die nicht trennen, sondern in erster Linie verbinden. Gemeinsam erkannten wir unsere Stärken und Schwächen, jede und jeder für sich und alle auf ihre Weise. Unsere Hautfarbe und der Kampf des Überlebens ließen uns Nähe verspüren, die wir bis dahin unter Weißen nie gefühlt haben. Ich war nicht mehr allein auf der einen Seite dieser Welt. Es gab eine Gruppe, der ich angehörte und die mich brauchte. Ab diesem Zeitpunkt fing ich Schritt für Schritt an, meinen Weg zu mir selbst zu finden, zu sehen, wer ich war und auf was ich stolz sein konnte. Ich konnte mich anders wahrnehmen, mich anders spüren. Distanz und Grenzen, die stets zwischen mir und Weißen existierten, gab es zwischen uns Afro-Deutschen nicht, dafür sicherlich andere, aber niemals solche, die ausgrenzten, einengten und die mich nicht atmen und leben ließen. Diese gewonnene Sicherheit erlaubte mir nun endlich, Empörung und Wut zu empfinden („Entfernte Verbindungen“, S. 25)
Afro-Deutsche in der BRD wollen ihre Schwarze Geschichte schaffen, weiter entwickeln und für alle Menschen, Schwarz und weiß, sichtbar machen. Sehr wichtig ist die Initiative Schwarze Deutsche (ISD), 1985 gegründet und

SCHWARZE DEUTSCHE

heute in jeder größeren Stadt vertreten. Für viele bot die ISD die erste Kontaktmöglichkeit mit anderen Schwarzen Frauen und Männern, insbesondere für Schwarze Deutsche, die nach Kriegsende geboren wurden. Wir wuchsen bis dahin meist völlig isoliert und ohne jegliche Verbindung zu Schwarzen Menschen auf. Wir waren es auch letztlich, die die Schwarze deutsche Geschichte sichtbar zu machen begannen. Mittlerweile finden in einzelnen Städten wie auch überregional regelmäßige Treffen statt. Seit 1988 werden vierteljährlich zwei Zeitschriften herausgegeben: „Afrekete“, Zeitung für afro-deutsche und Schwarze Frauen, und „Afro-Look“, Zeitschrift von Schwarzen Deutschen. Vor ca. vier Jahren gründete sich die afro-deutsche Frauengruppe (ADEFRA). Diese Arbeit trug dazu bei, weitere afro-deutsche Frauengruppen in anderen Städten der BRD zu initiieren. Das Buch „Farbe bekennen“ regte afro-deutsche Frauen aus den neuen Bundesländern an, die Spuren ihrer eigenen Geschichte zu suchen. Mit einem Dokumentarfilm über das Leben der Afrikanerin Machuba, die vor hundertfünfzig Jahren in Begleitung des Fürsten Pückler nach Muskau in der Nähe von Cottbus kam, machten sie den Anfang. Auf internationaler Ebene wurde ein Netzwerk Schwarzer Frauen u.a. durch das 5. Interkulturelle Sommerseminar für Schwarze Frauenstudien gefördert, das 1991 drei Wochen lang in Deutschland stattfand. Daran beteiligte Afro-Amerikanerinnen, wie z.B. Andrée Nicola Mc Laughlin, gründeten in Reaktion auf ihren Aufenthalt in Deutschland das Afro-German/Afro-American Friendship Committee. Diese Organisation will u.a. interessierten afro-deutschen Frauen dabei behilflich sein, ihre Väter und Verwandten in den USA zu finden.

Seit einigen Jahren wird der „Black History Month“ von der ISD organisiert und durchgeführt. In den letzten zwei Jahren fanden Kongresse in Bremen und in Berlin ausschließlich für Schwarze Frauen, Immigrantinnen und jüdische Frauen statt. Bei diesen Treffen erlebten wir zum erstenmal, daß wir nicht die Minderheit waren, nicht mehr allein und voneinander isoliert. Wir hatten lange um einen Platz und Gehör in der Frauenbewegung gekämpft. Wir hatten das „wohlmeinende“ und „oberflächliche“ Verständnis der weißen christlich säkularisierten Frauen uns gegenüber satt. Wir wollten weder ihre anhaltende Betroffenheit noch ihre Schuldbekennnisse. Während wir ständig um ein Miteinander kämpften, begegneten sie uns beständig mit Ignoranz und stehlen sich noch heute aus der Verantwortung. Eine Versöhnung mit uns ohne Konsequenzen und Harmonie um der Harmonie willen wollen wir nicht mehr. Ihre Ausreden, ihre trostsuchenden Tränen, ihre Feigheit und gleichzeitige Überheblichkeit nahmen wir nicht länger hin. Ob bei diesen oder anderen Veranstaltungen, wir waren ausschließlich in der Rolle der Aufklärenden und gingen aus solchen Veranstaltungen nie gestärkt heraus. Ohne die Erfahrungen und Erlebnisse mit Schwarzen Frauen, ohne meine afro-deutschen Schwestern und Brüder, ohne die Begegnung und Freundschaft mit Schwarzen Frauen, besonders mit Audre Lorde und Gloria Joseph, wäre ich nicht das, was ich heute bin: Eine lebensfrohe, starke, selbstbewußte Kämpferin, glücklich darüber, ein Teil der Schwarzen Bewegung zu sein. Ich bin stolz auf meine Hautfarbe, die mich und andere Schwarze Menschen im Jahre 1993 wieder das Leben kosten kann.

Am 9. November 1989 fiel die Mauer in Berlin. Meine Gedanken, Gefühle und Beobachtungen, die ich damals niederschrieb, wurden in „Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis“, „Ashe“ und im MS Magazin New York unter dem Titel „Begegnungen mit Grenzen“ veröffentlicht:

„Ich hab' dich mittlerweile so gut kennengelernt und du bist mir so vertraut geworden, daß ich gar nicht mehr merke, daß du schwarz bist. Rassismus, ist denn das wirklich dein Thema, was verstehst du denn als schwarze Deutsche darunter und vor allem, wie lebst du damit?“

Solche Aussagen und Fragen und noch viele andere werden häufig an mich herangetragen, und die verblüfften Gesichter von weißen deutschen Frauen, wenn ich sie frage, was macht Rassismus mit euch, wie könnt ihr damit leben, sind oftmals erschreckend. Sie bewegen sich selbstverständlich auf der anderen Seite, denn Rassismus markiert eine Trennungslinie, weist also Grenzen auf. Unter Grenzen leiden am meisten die, die ausgegrenzt werden. Die größten Verluste erleiden letztlich jene, die sich abgrenzen, sich nicht öffnen, den Blickwechsel nicht wechseln, die andere Seite und unser Schwarz-sein nicht wahrnehmen oder auch die eigene Perspektive nicht in Frage stellen.

Ich denke oft in den letzten Tagen bei meinen kurzen Aufenthalten in Berlin an diese Grenze, diese Mauer, die bis dahin diese riesige Stadt teilte. Doch wer wäre besser in der Lage, eine Grenze zu verstehen, mit einer Grenze zu leben, als Schwarze Deutsche? ♀

Ika Hügel hat im Mai diesen Jahres ihren Vater gefunden und wird ihn im August besuchen.



Judy Gummich

ADEFRA

(Afro-deutsche/Schwarze Frauen)

UFFALLEN UND VERÄNDERN:
SCHWARZE DEUTSCHE

Wer sind wir: Schwarze Deutsche

Schwarze Deutsche – *was* ist denn das? Obwohl unsere Benennung das Wesentliche aussagt, ist es symptomatisch für unsere Situation, daß an dieser Stelle bereits die Fragezeichen aufblinken. Schwarzsein und Deutschsein – Deutschsein und Schwarzsein – geht das überhaupt? gibt es so etwas? wie paßt das zusammen? ist das nicht ein Widerspruch?

Schwarze Deutsche existieren nicht im Bewußtsein der meisten weißen deutschen Bundesbürgerinnen und -bürger; noch weniger in Geschichtsbüchern und in den Medien. Diese Tatsache spiegelt sich auch darin wieder, daß hier – im Gegensatz z.B. zu Frankreich und England – vorzugsweise von sogenannter Ausländerfeindlichkeit oder Fremdenhaß die Rede ist. Von Rassismus zu sprechen, die Dinge beim Namen zu nennen, wird meist vermieden. Doch sind Schwarze Deutsche weder aus dem Ausland noch fremd. Im Gegenteil, uns ist dieses rassistische System hier sehr vertraut. (Die Begriffe „Ausländerfeindlichkeit“, „Fremdenhaß“ u.ä. sind übrigens auch aus anderen Gründen abzulehnen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann.)

Mit unserer Benennung „Schwarze Deutsche“ oder „Afro-Deutsche“ geht es nicht darum zu betonen, daß meist der



SCHWARZE DEUTSCHE

eine Elternteil schwarz und der andere weiß ist. Unsere Gemeinsamkeiten sind, daß wir Schwarze sind in Deutschland, daß wir oft einen wesentlichen Teil unserer Sozialisation hier erfahren haben, daß wir als Schwarze fast ausschließlich in weißen sozialen Bezügen leben ohne Rückenstärkung einer schwarzen Gemeinschaft.

Uns geht es nicht um Abgrenzung nach Herkunft, Hautfarbe oder Nationalität. Wir benennen uns selbst als Zeichen unserer Selbstbestimmung, als Widerstand gegen die rassistischen und stereotypen Fremdbezeichnungen, als Machterklärung einer nationalen Gruppe, von der versucht wird, sie totzuschweigen, in letzter Zeit auch wieder totzuschlagen.

ZUR GESCHICHTE SCHWARZER MENSCHEN IN DEUTSCHLAND

Die Geschichte von Schwarzen Deutschen beginnt nicht erst nach 1945. Die Präsenz Afrikas in Europa und auch in Deutschland umfaßt Jahrhunderte, ist also Jahrhunderte älter als so etwas wie ein deutscher Staatenbund.

„In Düsseldorf wurde ein Neandertal-Schädel aus der Steinzeit gefunden, der erste afrikanischen Typs in Europa. Julius Cäsar brachte Schwarze Legionen nach Deutschland, und viele sind nie zurückgekehrt.“ „Aus der Zeit ab dem 12. Jahrhundert sind einige Gemälde erhalten geblieben, auf denen in Deutschland lebende Afrikanerinnen und Afrikaner abgebildet sind.“ Auch im Mittelalter lebten Afrikaner an europäischen Höfen und lehrten an Universitäten. Die jüngere Geschichte Schwarzer Menschen in Deutschland ist eng verknüpft mit der kolonialen und faschistischen Vergangenheit. Hierzu gehört nicht ausschließlich der Sklavenhandel, die Ausbeutung und Ausrottung Millionen

Schwarzer Menschen, die Vernichtung ihrer Lebensgrundlagen.

-Dazu gehört auch die Tatsache, daß Schwarze Menschen als Prunkspielzeug und Ausstellungsstücke mißbraucht wurden.

-Dazu gehört auch der Genozid an den sog. Rheinlandbastarden während der NS-Herrschaft durch Zwangssterilisation, durch Einweisung in Arbeitslager und KZ. Einige der Afro-Deutschen überlebten u.a., weil sie als Komparsen für koloniale Propagandafilme benötigt wurden.

-Dazu gehört auch, daß eine große Gruppe Schwarzer Menschen verschwand, ohne daß irgend jemand im Stande ist, über ihr Schicksal Rechenschaft abzulegen.

-Dazu gehört weiter die Tatsache, daß überlebende Afro-Deutsche – wie andere verfolgte Minderheiten wie Sinti und Roma – nach Ende des 2. Weltkrieges keine Anerkennung als politisch oder sog. „rassisch“ verfolgte erhielten und somit von Entschädigungsleistungen ausgeschlossen sind.

-Desweiteren, daß nach dem 2. Weltkrieg die sog. Besatzungskinder (die auch heute als Erwachsene noch häufig so bezeichnet werden) lediglich als Problem gesehen wurden und nicht als Menschen, die selbstverständlich ihren Platz in der Gesellschaft haben; daß man sie „nach Hause“ schicken wollte und z.T. auch tat, weil ihnen hier das Klima angeblich nicht so bekommen würde.

-In jüngster Zeit sind hierzu auch die aggressiven verbalen Angriffe und Gewalttaten auch gegenüber Schwarzen Deutschen zu zählen. Denn die rassistisch motivierten Gewalttaten richten sich gegen all jene Menschen, die aus dem weißen deutschen Herrschaftssystem

hinausdefiniert werden oder definiert werden sollen.

Diese Geschichte, von der ich einige Ausschnitte darstellte, wird nach wie vor verdrängt und ihre Folgen werden ignoriert. Die Weigerung, sich auch heute mit unseren Lebenshintergründen auseinanderzusetzen und uns – auch als jahrhundertalten – Bestandteil dieser Gesellschaft anzuerkennen, schließt sich nahtlos an diese Ignoranz an. Im Kern hat sich seit der Kolonialzeit nichts geändert.

Wir Schwarze Deutsche nehmen ein Verschweigen dieser Aspekte der deutschen Geschichte nicht mehr länger hin. Die Beschäftigung mit dieser Geschichte und den Lebensgeschichten Schwarzer Menschen in Deutschland und Europa, die zum größten Teil noch zusammengetragen und geschrieben werden muß, ist für uns ein wichtiger Meilenstein auf dem Weg zu unserer Selbstbestimmung als Menschen, bei denen Schwarzsein ein wichtiger Bestandteil der Identität ist. Sie zu veröffentlichen und bekannt zu machen, ist zugleich eine Aufforderung an den Rest der Gesellschaft, sich im eigenen Interesse mit dem Teil der deutschen Geschichte und Politik auseinanderzusetzen und ihn aufzuarbeiten, der Schwarze Menschen betrifft.

ZUR SITUATION SCHWARZER DEUTSCHER (...)

Unsere Lebenssituation wird wesentlich dadurch bestimmt, daß wir sowohl Schwarze als auch Deutsche sind oder allgemeiner: in weißen deutschen Bezügen leben. Dies ist kein Widerspruch an und für sich, wird aber von der weißen deutschen Gesellschaft zum Widerspruch gemacht. Die Konstruktion dieses Widerspruchs ist ein Instrument zur Ausgrenzung Schwarzer Deutscher aus dieser Gesellschaft.

Wir Schwarze Deutsche leben in einer

SCHWARZE DEUTSCHE



paradoxen Situation. Wir sind einerseits Teil dieses Gesellschaftssystems, werden aber gleichzeitig von diesem abgelehnt, diskriminiert und ausgegrenzt. Zugleich sind wir Teil dieses Systems, das unsere Schwarzen Schwestern und Brüder unterdrückt, ausraubt und ermordet, wovon auch wir wiederum profitieren.

Wir alle, ob Schwarz oder weiß, mit deutschem Paß oder ohne, wachsen auf in dem gleichen rassistischen System,

unterliegen den gleichen rassistischen Konditionierungen, die jedoch für die Beteiligten unterschiedliche Auswirkungen haben. Während sich die Weißen über diese Klischees und Stereotypen aufwerten, werden wir mit diesen identifiziert und abgewertet. Uns wird keine Möglichkeit gegeben, eine positive Einstellung zu unserem Schwarzsein zu entwickeln. Eigene positive Identifikationsmöglichkeiten sind so gut wie nicht vorhanden, weder über Personen und

Schwarze Gemeinschaften, noch über ein positives Bild von Schwarzen Menschen in Kinder- und Jugendbüchern, Filmen, Werbung, politischer Berichterstattung u.v.m.

Wie kann unter solchen Bedingungen ein Schwarzer Mensch überhaupt ein positives Bewußtsein zu sich selbst und auch zu anderen Schwarzen entwickeln, eine kulturelle Identität herstellen und definieren? Ich bin häufig überrascht, wie viele Schwarze Frauen und Männer

SCHWARZE DEUTSCHE

es dennoch schaffen, indem sie eigene Überlebensstrategien entwickeln. Schwarze Deutsche oder Schwarzer Deutscher zu sein, bedeutet, immer kämpfen zu müssen, sich immer wieder beweisen zu müssen gegen die Klischees, bedeutet, als Mitglied einer gesellschaftlichen Gruppe unsichtbar zu sein und gleichzeitig als Individuum aufzufallen; dann werden wir meist in jenen rassistischen Klischees wahrgenommen. Wie anders ist es zu erklären, -daß wir häufig in Englisch angesprochen werden, -daß eine afro-deutsche Dozentin der Uni als Laufmädchen angesprochen wird, -daß eine schwarze Anästhesie-Schwester im Krankenhaus für eine Putzfrau gehalten wird, -daß Schwarze Passantinnen und Passanten mit deutschem Paß als einzige Fluggäste kontrolliert werden, z.T. einschließlich der demütigenden Leibesvisitation, -daß polizeiliche Kontrollen auf der Straße zunehmen, -daß wir untereinander häufig verwechselt werden, -daß wir bei fast jedem Kennenlernen unsere Herkunft – sprich Daseinsberechtigung – erklären sollen. (Soviel ich weiß, ist es in diesem Kulturkreis nicht üblich, beim Kennenlernen zuerst nach der Familienabstammung zu fragen. Im Ausland genügt es in der Regel, wenn wir sagen, wir seien Deutsche; im eigenen Land genügt dies nicht.) -desweiteren, daß immer wieder gestaunt wird, daß wir so gut Deutsch sprechen. (Mir konnte bis heute noch niemand erklären, was Sprache mit Hautfarbe zu tun haben soll. Genaugut könnte frau/man darüber staunen, daß Weiße so viele verschiedene Sprachen sprechen.)

-desweiteren, daß die Distanzlosigkeit besessen wird, uns einfach in die Haare zu fassen. (Selbst bei Hunden wird in der Regel gefragt, ob frau/man sie anfassen darf.)

Diese Liste wäre beliebig zu verlängern und gibt nur einen kleinen Einblick in den Rassismus, dem wir tagtäglich ausgesetzt sind und der, auch im Zuge der rassistischen Gewalttaten, häufig verschwiegen wird. Denn sich auf die Gewalttaten zu konzentrieren, eröffnet den einzelnen die Möglichkeit, sich auf die Seite derjenigen zu interpretieren, die als nicht rassistisch gelten. Die Reduzierung von Rassismus auf Gewalttaten dient daher auch als Abwehrmechanismus gegenüber der Auseinandersetzung mit dem eigenen alltäglichen Rassismus.

Ich zitiere aus einem Leserbrief an die Süddeutsche Zeitung nach einem der Vorfälle am Flughafen:

„Deutsch sein“ genügt nicht. Wie deutsch muß frau/man aussehen? Ist in Deutschland eine dunkle Hautfarbe inzwischen so gut wie ein gelber Stern?“ Menschen jüdischen Glaubens wurde während der Nazi-Herrschaft die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt. Ich bin inzwischen nicht mehr davon überzeugt, daß uns Schwarzen Deutschen dies nicht auch eines Tages passieren könnte. Die neue Asylgesetzgebung weist für mich in diese Richtung. Ausländerinnen und Ausländer – allerdings nur bestimmte – werden von Deutschland abgeschottet. Denn, wo keine Ausländer mehr sind, können auch keine mehr erschlagen oder verbrannt werden. Folgen wir dieser Logik, ist diese auch auf Schwarze Deutsche übertragbar.

Die seit der Wiedervereinigung eskalierte rassistisch motivierte Gewalt soll u.a.

auf die Weise eingedämmt werden, indem die „Objekte“ der Gewalt entfernt oder ferngehalten werden. Damit verfolgt viele Politiker und Politikerinnen die gleichen Ziele wie die Gewalttäter: nämlich Deutschland soll frei sein von Menschen bestimmter Herkunft. Lediglich die Wahl der Mittel ist eine andere. Zur Durchsetzung der Ziele wird das, was als „deutsche Identität“ definiert wird, als Trennungsmittel eingesetzt. Doch nicht nur die Wiedervereinigung, sondern auch Schwarze Deutsche oder auch andere „Bindestrich-Deutsche“ werfen kritische Fragen zur Definition der deutschen Identität auf. Schwarze Deutsche stören das Bild von der klaren Zuweisung zur einen oder anderen Seite. Um diese Störung zu beseitigen, ist es durchaus denkbar, daß eines Tages die „Objekte“ der Störung gezielt „beseitigt“ werden.

Die neue Asylgesetzgebung hat auch jetzt schon Auswirkungen auf Schwarze Deutsche. Die Abschottungspolitik beinhaltet auch die Abschottung Schwarzer Kinder von ihren Vätern oder Müttern, beinhaltet, daß wieder positive Identifikationsmöglichkeiten für Schwarze Deutsche vorenthalten werden, beinhaltet, daß das Wachsen einer Schwarzen Gemeinschaft in Deutschland erschwert wird, beinhaltet, daß wieder eine Weiche gestellt wurde, um unsere Position in dieser Gesellschaft zu schwächen.

Warum sich Schwarze Deutsche organisieren

Es sind Fragen zu unserer Identität, Fragen zu den gesellschaftlichen Bedingungen, die unser Leben beeinflussen und beeinträchtigen, Fragen nach Ursachen und Zusammenhängen, Fragen nach Schwarzen Menschen, die vor uns hier lebten, nach anderen, älteren und jün-

geren Afro-Deutschen von heute, die uns veranlaßten, aus unserer Isolation herauszutreten und uns zusammenzuschließen. Wir haben uns organisiert, um gemeinsam Stärke zu entwickeln in unserem alltäglichen Kampf gegen Rassismus, um unsere Stimmen zu erheben und unsere Rechte und Würde von dieser Gesellschaft einzufordern, um durch die schrittweise Sichtbarmachung unserer Geschichte und Lebensrealitäten das stereotype rassistische Bild Schwarzer Menschen zu ändern, um die weißen Deutschen zu bewegen, über ihren eigenen Rassismus nachzudenken, über dessen Mechanismen und Hintergründe, um uns nicht mehr einreden zu lassen, daß Schwarzsein und Deutschsein ein Widerspruch sei.

Daß es bereits Widerstand ist, wenn wir uns organisieren, zeigt der häufige Vorwurf, wir würden uns separieren. Doch werden hier Ursache und Wirkung verkehrt. Wir wurden längst von der Gesellschaft separiert; wir schließen uns lediglich zusammen, um diesen Zustand wieder aufzuheben, um als Teil der Gesellschaft anerkannt und respektiert zu werden. Was anderen Gruppen schon längst zugestanden wird, seien es Frauen, Homosexuelle, Menschen mit seelischen, geistigen und körperlichen Beeinträchtigungen u.s.w., nämlich über eigene Belange zu reden und sich dafür einzusetzen, soll uns verwehrt werden. Wir fordern daher nicht nur Respekt und Anerkennung für die einzelnen Schwarzen Deutschen, sondern auch für ADEFRA (Afro-deutsche/Schwarze Frauen), ISD (Initiative Schwarze Deutsche/Schwarze in Deutschland), „Machubas Schwestern“ u.a., für all unsere Organisationen und Zusammenschlüsse, als politische Stimme mit allen Rechten und auf allen Ebenen.

Auch wenn wir in persönlichen Bereichen Widerstand leisten, wird uns häufig sofort entgegnet: Das war doch keine böse Absicht. Rassismus ist so sehr gesellschaftlicher Bestandteil, daß es nicht einmal einer Absicht, geschweige denn einer bösen Absicht bedarf, rassistisch zu handeln, sich rassistisch zu äußern. Dies gilt übrigens auch in den Kreisen, die sich selbst gerne als antirassistisch bezeichnen.

Aus der Unsichtbarkeit und Isolation herauszutreten und gegen Rassismus zu kämpfen und Widerstand zu leisten, selbst sich als Schwarze Deutsche zu benennen, erfordert viel Mut, heißt, sich mit sich selbst und der Vergangenheit der Vorfahren auseinanderzusetzen und ist daher für viele Schwarze Deutsche kein leichter Schritt. Doch gibt uns dieser und das, was wir voneinander und unserer Geschichte lernen, viel Kraft und Stärke für unseren individuellen und kollektiven Kampf.

Aber auch bei uns gibt es enttäuschte Erwartungen und unerfüllte Wünsche, wenn viele feststellen, daß Schwarzsein allein nicht genügt, um Verbündete zu sein im Kampf gegen Rassismus. Dazu gehört auch die Bereitschaft, Verständnis füreinander aufzubringen, Unterschiede, seien es Alter, Bildungsstand, sexuelle Orientierung, Herkunft u.s.w. zu sehen, dazu zu stehen, sie zu kennen und zu achten. Denn dann erleben wir, daß Unterschiede nicht nur trennen, sondern auch verbinden können; daß Unterschiede eine Bereicherung des menschlichen Daseins sind, eine Erweiterung der eigenen begrenzten Welt, daß aus Unterschieden gemeinsam Kraft geschöpft werden kann, um für gesellschaftliche Veränderungen einzutreten.

Wir Afro-Deutsche/Schwarze Deutsche

gehören zu den „Bindestrich-Menschen“, die überall auf der Erde verstreut sind und wir gehören zu der internationalen Gemeinschaft der „people of colour“, die sieben Achtel der Weltbevölkerung ausmachen. Wir sind in der Weltsituation nicht allein. Wir sind aufgestanden, um Farbe zu bekennen. Es ist an der Zeit, daß auch die weiße deutsche Gesellschaft damit beginnt. ♀

Eleonore Wiedenroth



WEIß SIND DIE, DIE GEWINNEN,
SCHWARZ SIND DIE,
DIE VERLIERN ...

Diese Zeilen sind Ina Deters Lied „Schwarz oder Weiß“ entnommen. Die Eingebung zu diesem Text kam ihr 1983 nach einem Gespräch mit ihrer Mitarbeiterin, einer Schwarzen Deutschen, die sie allerdings als „braun“ und „Mischling“ bezeichnet. Der Refrain geht unmißverständlich weiter: SCHWARZ UND WEIß ZUSAMM' SIND DIE, DIE, DIE LANGSAM KREPIERN. Dies ist also die sozialkritische Auseinandersetzung einer weißen Deutschen, die ihre Meinung mit eingängigen, fetzig – rockigen Rhythmen Melodien in viele Köpfe hämmert. Ein anderes „ausländerfreundliches“ Zitat von einem der vielen Freundschaftskonzerte im letzten Jahr, 1992: „Mein Freund ist ein Neger!“ Welch eine Aussage für einen Rockmusiker auf der Bühne, Welch ein Bekenntnis!

SCHWARZE DEUTSCHE



Ähnlich schräge und oberflächliche Bekenntnisse gibt es zuhauf. Und dabei wundern sich die Wortgewaltigen, warum ihr gutgemeintes Engagement bei den derart Begünstigten nicht ankommt.

Betrachten wir uns den Ursprung und die Geschichte des Wortes „Neger“. Wenn es aber nur schwarz bedeutet, warum muß dann für die derart Bezeichneten ein Fremdwort her? Warum

genügt vielen nicht einfach die Bezeichnung „Schwarz“, die ja dann in direkter Opposition zu „weiß“ stünde? Abgesehen davon, daß Weiße (Deutsche) sich in ihrer ethnischen Zugehörigkeit selbst sehr ungern bezeichnen und noch unlieber bezeichnet wissen, geht es bei dem Wort „Neger“ eben gerade darum, die Symmetrie in der Sprache, und damit eine Gleichsetzung zu vermeiden. Das Wort „Neger“ fand erst dann Ein-

gang in die deutsche Sprache, als die europäische „Entdeckungs-“ und In-Besitz-Nahme-Wut in vollem Gange war. „Neger“ war nie das neutrale Wort: es war von Anfang an der Begriff, mit dem Menschen entmenslicht und verdinglicht, gedemütigt und versklavt, ausgebeutet und ausgerottet wurden. Vor den „Negern“ gab es im Deutschen die „Mohren“. Unschwer zu erkennen, ist die nahe Wortverwandtschaft des

„Mohren“ zum „Mauren“. Während der Maure einer anderen anerkannten Kultur (nordafrikanisch) angehörte, wurde der „Mohr“ sehr schnell zum Exoten ohne eigene Geschichte. In den europäischen und auch deutschen Fürstenhöfen diente er – mit allerlei Tand und Geschmeide ausgestattet – dazu, Phantasien über den Orient zu wecken oder wachzuhalten. Bis heute steht der Sarotti-Mohr (seit ca. 1880) als anschauliches Beispiel hierfür. Während die „Mohren“ also in Phantasielivrees gesteckt wurden, um mehr Farbe an die Fürstenhöfe zu bringen, wurde der „Neger“ ausgezogen. Dem „Neger“ blieben – bis auf den heutigen Tag – nur die Nacktheit, Sinnbild der zugeschriebenen Primitivität, die unterstrichen wird durch Knochen, billige Perlen, Hals – Bein-, Armreifen und -ketten oder irgendwelche – in den Augen der europäischen BetrachterInnen – alberne Teilkostümierungen. Die koloniale Geschichte Deutschlands findet ihren Widerhall in der bis heute gängigen Vorstellung: „Deutsche sind weiß. Neger können keine Deutschen sein“ (Titel eines Fernsehbeitrags über Schwarze Deutsche, 1986). Im Alltag Schwarzer Menschen in Deutschland verdichten sich solche Vorstellungen in der ständig gestellten Frage „Woher kommen Sie?“ und „Wo ist Ihre Heimat, Ihre richtige?“ Das bedeutet, daß Schwarzen Deutschen ihre tatsächliche Heimat aberkannt wird, und zwar nicht als Ausnahmefall, sondern in der Regel. Dies bedeutet auch, daß es Schwarzen EinwanderInnen unmöglich gemacht werden soll, sich auf deutschem Boden heimisch zu fühlen, sich wahrhaftig niederzulassen, Wurzeln zu schlagen. Diese Form der Abwehr, die im Sprachgebrauch nur ihren Niederschlag findet, läßt sich im übrigen auch für andere Be-

völkerungsgruppen in Deutschland feststellen. So haben die Begriffe Jude, Neger und Zigeuner eines gemeinsam: Die so Bezeichneten werden als Nichtdeutsche definiert, wahrgenommen und ausgegrenzt. Dies zeigt sich z.B. in Redewendungen wie „Deutsche und Juden...“ oder dem bekannten Grußwort Lübkes: „Liebe Mitbürger und Mitbürgerinnen, liebe Neger!“ Das gleiche gilt für Sinti und Roma, die, nachdem sie im Nationalsozialismus staatenlos gemacht wurden, bis heute nicht wieder in ihre alten staatsbürgerlichen Rechte gesetzt wurden, sondern als „fremdländische“ Gefahr für die deutsche Kultur gelten. Als Ignatz Bubis im November 1992 nach den fürchterlichen rassistischen Anschlägen auf von Vietnamesen bewohnte Häuser die Stadt Rostock besuchte, wurde er von einem Lokalpolitiker namens Schmitt gefragt: „Sie sind Staatsbürger jüdischen Glaubens. Ihre Heimat ist Israel. Was meinen Sie zu der Situation zwischen Israel und Palästina?“ Bubis konterte: „Daß es heute kein deutsches Judentum gibt, hängt mit Fragestellern wie Ihnen zusammen, weil jeder Jude, der sich deutsch fühlen will, mit solchen Fragen konfrontiert wird.“ Dem Vertreter des Zentralrats der Juden in Deutschland wird noch einige Medienöffentlichkeit zuteil. Anderen, die das Gleiche sagen, wird kein Gehör geschenkt. Im Gegenteil, sie werden als „überempfindlich“ disqualifiziert. Aber was anderes ist eigentlich eine „Überempfindlichkeit“ als eine Befindlichkeit, die der/die andere nicht gelten lassen will?

Und eben diese Wirkung ist beabsichtigt. „Deutschland den Deutschen“. Wer deutsch ist, bestimmen – die Deutschen; aber nicht die Schwarzen, nicht die Juden, nicht die Sinti und nicht die

Roma. Die „Deutschen“ – in diesem Zusammenhang ist klar ersichtlich, daß dieses Wort nur ein Kunstbegriff ist – bestimmen denn auch das „Fremde“: das Fremde, das im Gegensatz zur Norm immer benannt wird, damit es als Ausnahme, als der unbenannten Norm zu Integrierendes, Unterzuordnendes nie in Vergessenheit gerät.

Nachdem das christliche Abendland im 8./9. Jahrhundert in Südeuropa die „muslimische Gefahr“ abgewandt hatte, wurde dieser Schrecken mit den Türkenkriegen des 16./17. Jahrhunderts wieder heraufbeschworen. Die christlichen Staaten Mitteleuropas mußten sich gegen das Vordringen des muslimischen Großreichs der Osmanischen Türken verteidigen. Diese belagerten Wien, bis Prinz Eugen das Osmanische Heer am Kahlenberg in die Flucht schlug. 1717 besiegte er die türkische Armee bei Belgrad und wurde seither als „Retter des Abendlandes“ gefeiert, weshalb ihm auch ein bekanntes Volkslied gewidmet ist. Der unverhoffte militärische Sieg wurde sogleich in den Sieg der Christen gegen die Moslems, die Heiden umgedeutet. Nachdem kurz zuvor noch die Angst vor dem Überrasstwerden geherrscht hatte, wurden im Nachhinein die Besiegten als selbstverständlich unterlegen hingestellt.

Seither hat sich kontinuierlich ein negatives Türkenbild im deutschsprachigen Raum festgesetzt. Es fing an mit der Kriegsverherrlichung und der Feststellung, daß der „Türkenfrank“ (Kaffee) die Nerven schwächt. Diese Kinderlied-Propaganda hat keine nachhaltige Wirkung auf den Kaffeekonsum der Erwachsenen, lediglich auf ihr Türkenbild. Wortschöpfungen wie „getürkte“ (falsche) Preise sind heute noch immer modern. Es reicht nicht, festzustellen, daß „Tür-

ken nach Knoblauch stinken“, Knoblauch ist in Konsequenz zur „Türkenzwiebel“ erhoben worden, die so mancher auf den Augen hat, anstelle der Tomaten. Und selbstverständlich ist den Deutschen bekannt, daß die türkische Frau vom türkischen Mann (und nur von diesem) unterdrückt wird, was sich daran ablesen läßt, daß (fast?) alle Türkinnen Kopftuch tragen. Das Kopftuch verliert in diesem Zusammenhang seine einfache Funktion als Kopfbedeckung. Dem deutschen Blick enthüllt es exemplarisch das Andere der „fremdländischen“ Kultur; wobei das Andere der gesetzten Norm nicht entspricht. Auch heute noch dient der Islam der christlich-abendländischen Kultur als Feindbild. Hinter diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, daß je nach tagespolitischem Bedarf die Völker bzw. Nationen (Afghanistan, „Arabien“, Irak, Iran, Libanon, Pakistan, Palästina, Somalia, Türkei...) austauschbar sind. Wichtig dabei ist, daß die Religion der anderen als unveränderbares, monolithisches und einziges Merkmal für deren Einordnung in eine Herrschaftshierarchie herangezogen wird. Ebenso läßt sich an anderen Sprachbeispielen die kolonialistisch-rassistische Rechtfertigungsstrategie des deutschen Machtanspruchs gegenüber andern Völkern und Bevölkerungsgruppen nachweisen. Nehmen wir z.B. den Ausspruch: „Mach' doch keinen Negeraufstand!“ Selbst wer diesen Satz nicht kennt, kann die Bedeutung gewiß erraten. Er heißt so viel wie: „Mach' nicht so'n Wirbel“. Warum aber müssen hier die „Neger“ herhalten? Die Deutschen hatten in ihrer Kolonialgeschichte sehr viel mit „Negeraufständen“ zu tun, so schlugen sie z.B. 1903, also Anfang dieses Jahrhunderts (!) die Herero-„Auf-

stände“ in Südwestafrika nach langen Kämpfen blutig nieder. Es wurde alles daran gesetzt, an diesem Volk Genozid zu verüben (Unterernährung und der sprichwörtliche Marsch in die Wüste). Der Sieger hat das Sagen; und so wurde der Überlebenskampf eines Volkes geringschätzig zum „Negeraufstand“ abgewertet. Kinderlieder wie „Negeraufstand ist in Kuba“ machen diese Kämpfe weiter lächerlich.

Während sich die Bundesrepublik Deutschland als Nachfolgestaat von Nazi-Deutschland versteht, und daher – wenn auch in sehr begrenztem Umfang – Wiedergutmachungen zahlt bzw. die Naziverbrechen als deutsche Verbrechen an der Menschheit anerkennt, lehnt es der gleiche Staat bis heute ab, die Kolonialverbrechen als sein Erbe anzuerkennen. Sowohl Politiker als auch die Medienöffentlichkeit reagieren auf die in den letzten Jahren von den Hereros an die Bundesregierung gestellte Forderung auf Anerkennung der rassistischen Menschenrechtsverletzung durch das kaiserliche Deutschland belächelnd bis zynisch. Dies geschieht gewiß nicht zuletzt aus ökonomischen Überlegungen, da in irgendeiner Form eine Wiedergutmachung (für nicht gutzumachende Verbrechen) ins Haus stünden, und bestätigt im übrigen nur die rassistische, im Kolonialismus begründete Haltung, die Menschen prinzipiell einteilt in Herren- und Untermenschen und wonach Meinungen und Forderungen ganzer Bevölkerungsteile nach herrschendem und geltendem (Un-) Rechtsbewußtsein schlicht überhört werden.

Mit dem Lied der „10 kleinen Negerlein“ in seinen verschiedenen Versionen wird – schwarzen wie weißen – Kindern im deutschsprachigen Raum vermittelt,

daß diese anderen Menschleins (der Diminutiv dient als Ausdruck der Unterordnung) unfähig sind zu überleben, sei es aus Dummheit oder aus Feigheit. Weiße deutsche Kinder lernen somit lachend und kopfschüttelnd, daß die schwarze Bevölkerung selbst an ihrem Untergang schuld ist. Schwarzen Kindern bleiben die Worte im Halse stecken und sie lernen, welche Position ihnen in dieser Gesellschaft zugedacht wird. Das Lied endet entweder mit dem Tod des letzten schwarzen Menschen oder damit, daß ein letzter schwarzer Mann(!) schlau genug ist, für seine Vermehrung zu sorgen, wobei den Kindern das gleiche Los der Vernichtung beschieden ist. Mit diesem Lied, das nach 1884, d.h. nachdem Deutschland sich in der Berliner Kongo-Konferenz den Zugriff auf Kamerun gesichert hatte, in Umlauf kam und noch heute von einigen als deutsches Kulturgut verteidigt wird, wird sprachlicher Pogrom betrieben. Kinder lernen, daß die psychische Ausrottung schwarzer Menschen (wer schwarz ist, lernen sie auch noch) naturgemäß ist, womit die koloniale Ausrottungspolitik an der schwarzen, der nicht-deutschen, der nicht-normgerechten (Welt-)Bevölkerung ein rassistisches Mäntelchen erhält. Das Lied wurde zur Redewendung; wenn nacheinander die einzelnen Glieder aus einer Reihe verschwinden, heißt es „wie bei den 10 kleinen Negerlein“.

Ein Popsong gleichen Titels führte im Frühjahr 1992 wochenlang die deutsche Hitliste an, die sich bekanntlich aus den Verkaufszahlen ergibt. In diesem Song waren die Verse der Erwachsenen Sprache angepaßt und entwarfen ein Bild vom schwarzen Mann, der Geschlechtskrankheiten verbreitet, Kinder zeugt und kulturell und finanziell unfähig ist.

Nachdem eine Gruppe Schwarzer Deutscher beim Konzert EMI Electrola in Köln auftauchte und den Rassismus dieses Liedes öffentlich anprangerte, zog die Firmenleitung die Produktion und den weiteren Vertrieb dieses Schlagers zurück, aber nicht weil sie die Vorwürfe als gerechtfertigt ansah. Der Manager stolperte lediglich über ein in diesem Zusammenhang gegebenes Interview, in dem er verkündete, daß er auch ein Lied über „Jüdlein“ produzieren würde, wenn er einen Markt dafür fände. An diesem Beispiel wird deutlich, wie sehr eine rassistische Produktion sich nach dem nicht minder rassistischen Abnahmemarkt richtet. Ebenso wird Kindern von klein auf beigebracht, daß das Verspeisen eines „Mohrenkopfes“ mit Genuß verbunden ist. Auf diese Art wird den Kindern vermittelt, daß sie sich den „Mohr“ oder „Neger“ (im „Negerkuß“) in letzter Kon-

sequenz aneignen, nämlich einverleiben können. Dabei ist der „Neger“ oder „Mohr“ interessanterweise innen immer weiß und außen schwarz/braun („Nege-reis“, „Eismohr“, „Eisneger“). Auch diese Wortschöpfungen fallen geschichtlich mit der Phase der Territorialerobierungen Ende letzten Jahrhunderts zusammen, als Deutschland sich noch ein Stück von dem Kuchen Afrika abschnitt. So ist es wohl auch zu verstehen, daß eine führende Marke einen Keks mit Schokoladeüberzug „Afrika“ nennt. Die Schönheit der dunklen Haut wird also selbstverständlich mit Essen, nämlich mit Schokolade, Kakao oder Kaffee in Verbindung gebracht, während nach einer Entsprechung für weiße Haut als Brötchen, Quarkteil, Butter oder Karottenmilch vergeblich zu suchen ist. Lediglich krankes Aussehen wird als käsig kommentiert. Hier ist die fehlende Symmetrie in der

Sprache wieder Indikator für verschobene Ebenen der Wahrnehmung und Benennung. Verschobene Ebenen der Thematisierung liegen auch beim Stichwort „Kannibalismus“ vor. Europäer haben eine Definition geliefert, wonach Kannibalismus von „primitiven“ Völkern im Glauben ausgeübt werde, sich die fremden Kräfte einzuverleiben. Angesichts der obigen Ausführungen wäre es an der Zeit, die europäischen Mythen zum Kannibalismus auf Europa anzuwenden und zu analysieren, welche fremden Kräfte sie sich wie angeeignet haben und mit welchen Mitteln sie bis in die Gegenwart die Einverleibung und einhergehend die Verdinglichung anderer Menschen betreiben. Die Essenskomponente stellt dabei den rituellen Teil des Gesamtprozesses dar.

Die angeführten Beispiele lassen erkennen, daß die Sprache nur ein kleiner, aber wesentlicher Ausschnitt des derzeit existierenden gesamtgesellschaftlichen Systems ist, das auf Unterdrückungsformen des Menschen durch den Menschen basiert. „Dritte Welt“, „Entwicklungs“-Land, „Eingeborene“, all dieses sind weitere Wortschöpfungen, um sich einen Teil der Welt unterzuordnen. Der Sieger hat das Sagen. Da hilft auch kein vorgestelltes **sogenannt** vor den peinlich besetzten Wörtern. Solange wir die Begriffe benutzen, denken wir in den damit vorgegebenen Kategorien und das **sogenannt** dient nur zur Verschleiierung der dahinterstehenden Bequemlichkeit. Aber das heißt auch, solange diese Gesellschaft in ihrer jetzigen Herrschaftsform bestehen bleibt, und das tut sie namentlich in Form des **sogenannten** Nord-Süd-„Konflikts“, des noch nicht überlebten Kolonialismus und Imperialismus europäischer oder europäisch-stämmiger Völker und Nationen,



solange finden auch die vielen anderen Begriffe ihren Platz. Die Bequemlichkeit liegt also nicht nur in der Tradierung der Wörter, sondern in der Tradierung des Systems. Von daher ist es müßig, darüber zu debattieren, ob zuerst die Wörter oder die bestehenden Verhältnisse verändert werden sollten. Die Antwort lautet: Beides – denn das eine bedingt das andere; und eines ohne das andere hätte keinen Bestand. ♀

*Anmerkung:
Sämtliche Anführungszeichen sind bewußt verwendet, da sich die Schreiberin von dem zitierten Sprachgebrauch distanziert. Bei Interesse an Vorträgen, Seminaren oder Anti-Rassismus-Workshops wenden Sie sich an die Redaktion.*

M

Ricky Reiser

Redakteurin von „Afro-Look“

EINE „NEGERKRAUSE“,
PUTZWOLLE USW.

Über meine Haare und den Ärger ihrer richtigen Pflege habe ich in einer anderen Erzählung schon kurz berichtet. Trotzdem erscheint es mir wichtig, noch einmal näher auf dieses Thema einzugehen.

Nicht nur Großmutter und Tante ereiferten sich, wie man dem „Filz“ (da können sich ja leicht Läuse einnisten) auf meinem Kopf am besten dauerhaft zu-leibe rücken konnte. Auch wenn die an-

deren Tanten zu Besuch kamen, waren meine Haare immer eine lebhaftere Diskussion wert. Jede von ihnen versuchte sich an meinem widerspenstigen Kopfschmuck – mehr oder weniger erfolgreich – mehr oder weniger schmerzhaft für mich. Nicht, daß man sich vordergründig Gedanken machte, wie man mir bei der Haarpflege weniger wehtat, nein, das war's nicht! Man wollte mich ansehlicher gestalten!

Als Großmutter's Lieblingstochter wieder einmal einen Weihnachtsbesuch bei uns machte, beschloß sie, mich zum Friseur mitzunehmen. Ob ihrer Großzügigkeit waren alle sehr beeindruckt. Gesagt, getan!

Am nächsten Morgen ging es zum Friseur. Alle Angestellten des Geschäfts befummelten meine Haare und berieten, was sie mit dem störrischen Putz wohl machen könnten. Der Meister entschied dann „Entkrausen“, was eigentlich nichts weiter bedeutet, als Dauerwelle verkehrt. Werden bei der Dauerwelle die Haare weißer Frauen auf kleinste Lockenwickler gedreht und durch Chemikalien zum Kräuseln gebracht, so verfuhr man mit meiner Krause gerade entgegengesetzt. Man goß mir die ekel-erregende schleimhäutereizende Chemie auf die Haare. Dann mußte das arme Lehrlingmädchen mit einem grobzinkigen Kamm eine geschlagene, nicht endwollende halbe Stunde meine Haare glattfrisieren. Der Armen trännten ihre Augen nicht weniger als meine und nach einer kurzen Zeit begann eine Kopfhaut zu jucken und zu brennen, daß ich es kaum ertragen konnte. Dann endlich wurde dieses Zeug abgewaschen. Ich hatte gehofft, daß damit die schmerzhafteste Prozedur endlich zu Ende war, aber weit gefehlt. Es wurde noch fi-

Chemikalie; dann wurde gewaschen und geschnitten. Zum Schluß kamen meine Haare auf Riesenlockenwickler. Meine Kopfhaut juckte scheußlich während der ganzen Tortur und ich sah aus, als hätte ich einen riesigen Kopf, wie „Der kleine Muck“ aus dem Märchen.

Nach einer endlosen halben Stunde unter der Trockenhaube schien mein Martyrium sich dem Ende zu neigen. Die Hitze hatte den Juckreiz auf meinem Kopf noch verschlimmert. Als die Lockenwickler endlich aus meinem Haar waren, konnte ich mich nicht länger beherrschen. Ich setzte an, mich kräftig zu kratzen. Aber dadurch machte ich alles nur noch schlimmer. Der herbeieilende Friseurmeister verordnete deshalb eine Kopfhautmassage mit Haaröl. Danach legte er höchstpersönlich letzte Hand ans Werk, natürlich



nicht, bevor nicht alle noch einmal eine Runde an mir herumgefummelt hatten. Das Ergebnis löste bei allen vollste Zufriedenheit aus. Ich wurde auf dem Friseurstuhl hin- und hergedreht wie eine Schaufensterpuppe. Auch Lieblings-tochter war stolz auf ihre tolle Idee. Mich fragte natürlich wieder einmal kein Mensch nach meiner unbedeutenden Meinung.

Oh Mann, sah ich aus!

Meine Haare lagen jetzt in großen Locken und Wellen an meinem Kopf. Irrendwie fand ich mich so auch ganz hübsch, wenn nur dieses verdammte Jucken nicht gewesen wäre.

Ich hatte nur einen Gedanken – einmal kräftig kratzen.

Machte ich aber auch nur die kleinsten Anstalten dazu, gab's sofort eins auf die Finger. Alle zuhause achteten darauf, daß ich die neue Pracht auf meinem Kopf nicht zerstörte. Auf den Juckreiz hingewiesen, erklärten sie mir: „Wenn du schön sein willst, mußt du das schon aushalten“. Welch schwacher Trost für meine juckende Kopfhaut. Trotz aller Argusaugen um mich herum, gelang es mir dann doch einmal zu kratzen. Sofort wurde ich als undankbar und unfolgsam beschimpft. Eine Ohrfeige machte mich die Pracht auf meinem Kopf hassen. Der Regen am nächsten Morgen vernichtete sie vollständig.

Alle Qualen waren umsonst gewesen. Meine Haare sehen wieder aus wie vor dem Friseurbesuch und so blieben sie auch.

Was für ein Weihnachtsgeschenk!

„MISTER UNIVERSUM“

Eines Tages waren im ganzen Ort Schilder aufgestellt, die ankündigten, daß bald ein Zirkus hier gastieren würde.



Vor allem wir Kinder freuten uns auf die willkommene Abwechslung.

Ich war etwa fünf Jahre, als der Zirkus Sarasani bei uns gastierte. Wie viele andere Kinder hatte auch ich mich trotz aller Verbote heimlich von zuhause weggeschlichen, um bei dem Aufbau des Zeltes zuzuschauen. Diese bunte Welt faszinierte mich.

Außerdem hatte ich beim Einzug der Zirkusartisten in unserem Ort einen großen schwarzen Mann gesehen. Trotz der gaffenden Menge hatte er in seinem roten Umhang und mit dem weißen Turban auf dem Kopf sehr majestätisch gewirkt. Ihn vor allem wollte ich wiedersehen. Obwohl ich große Scheu vor dieser Begegnung hatte, trieb mich die Neugierde vorwärts. Klein wie ich nun 'mal immer schon war, fiel es mir leicht, unter einem Zirkuswagen durchzukriechen.

Es war, als tauchte ich in einer andern Welt wieder auf; in einer Welt der wilden Tiere in ihren Käfigen, der Artisten und der Vielfarbigkeit ihrer Kostüme und der vielen Menschen unterschiedlichster Herkunft. Es war einfach überwältigend.

Plötzlich fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter – und diese Hand war schwarz. Mein erster Impuls war wegzurennen. Da kniete sich der große schwarze Mann vor mich hin. In einem holprigen Deutsch versuchte er, mir verständlich zu machen, daß ich vor ihm keine Angst zu haben brauchte. Er setzte seinen Turban ab, legte meine Hand auf sein Haar und zupfte mit seiner Hand ganz leicht an meinen. Gestikulierend und nach Worten suchend, wies er mich auf unsere Ähnlichkeiten hin. Als er erst auf seine Nase, dann auf meine zeigte, und dasselbe mit unseren Lippen machte, verstand ich endlich, was er mir sa-

gen wollte. Er gefiel mir, vor allem seine Augen; sie schienen in einem fort zu lachen.

Er nahm mich bei der Hand und wollte mit mir losgehen. Seine Schritte aber waren viel zu groß für mich und so fiel ich der Länge nach hin. Vorsichtig hob er mich auf, wischte mir ganz sanft den Schmutz von den Knien, Händen und Beinen und setzte mich kurzerhand auf seine breite Schulter. So trug er mich durch die bunte Zirkuswelt.

Er war Mister Universum, der stärkste Mann der Welt, hatte mir jemand über-
setzt.

Mittlerweile hatte man mich natürlich zuhause vermisst und nach mir gesucht. Wutschnaubend sah ich nun Tante hinter einem Zirkuswagen auftauchen, immer lauter und zorniger meinen Namen rufend. Als sie mich auf der Schulter des großen, schwarzen Mannes sitzend entdeckte, hielt sie abrupt inne. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich sie sprachlos. Ich vermutete, mein neuer Freund hatte die Situation, in der ich war, geahnt. Um die angespannte Lage zu lockern, entschuldigte er sich bei „Madame“ in einem lustig holprigen Deutsch und lud mein ganze Familie zur ersten Vorstellung in den Zirkus ein. Er ließ es sich nicht nehmen, mich auf seiner Schulter nach Hause zu tragen. Das war schon eine merkwürdige Proze-
sion; Tante eilte immer noch sprachlos im Laufschrift voraus. Dann folgte Mister Universum mit mir auf der Schulter; eine Menge Schaulustiger, große und kleine, uns hinterher.

Am Gartentor erwartete uns Großmutter. Sicher war sie ziemlich böse über mein verbotenes Verschwinden. Doch als sie den ungewöhnlichen Aufmarsch sah, besiegt Neugierde und Belustigung ihren Ärger. Die von meinem Be-

schützer nochmals wiederholte Einladung tat ein übriges. An diesem Tag half mir Großmutter ausnahmsweise, meine Arbeiten zu erledigen, allerdings nicht ohne mich dabei zur Folgsamkeit zu ermahnen.

Kurz vor Programmbeginn wurden wir dann überraschenderweise von trommelnden Clowns und von „meinem“ Mr. Universum zum Spektakel abgeholt. Wieder „thronte“ ich auf seiner breiten Schulter und nach einem Programm, das so wunderschön und bunt und aufregend für mich war, trug er mich danach wieder heim.

Drei Tage lang war der „Stärkste Mann der Welt“ mein großer Freund, ein Freund, vor dem Tante verstummt war, der Großmutter finstere Miene in ein verhaltenes Schmunzeln verwandelt hatte.

Oft, wenn ich danach Ärger mit den beiden Frauen hatte, vor allem, wenn Tante mich mit diesen Neger...dies und Schwarz...das attackierte, dachte ich an ihn, wünschte, ich könnte ihn herbeizaubern.

„Schwarze kleine Herz müssen stark sein!“ hatte er zum Abschied gesagt und mir sanft die Tränen von Gesicht gewischt – mit seiner großen, starken, schwarzen Hand.

(Wer sich mehr für Ricky Reiser interessiert, kann ihre spannend geschriebenen Kindheitserinnerungen in Fortsetzung in der „Afro – Look“ verfolgen. „Meine Negerkrause“, „Mister Universum“ sollen in einem Buch veröffentlicht werden – die Red.)



B

ASISPROBLEME

SCHWARZER DEUTSCHER

Bärbel Kampmann

Dipl. Psychologin

EINE ANALYSE MEINER THERAPEUTISCHEN
ERFAHRUNGEN

Bärbel Kampmann arbeitet seit zwei Jahren mit Schwarzen Deutschen zusammen. Mit Hilfe ihrer therapeutischen Erfahrungen beschreibt sie die Probleme Schwarzer Deutscher.

Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Vergleichbarkeit von Biographien in jedem Fall eingeschränkt ist (die Red.).

Ich kenne keine Schwarze Deutsche, die aus einer annähernd „heilen“ Familie kommt, in der Vater, Mutter und Kinder dauerhaft zusammenleben oder zumindest während des Aufwachsens der Kinder zusammenleben.

Die schwarz-weiße Beziehung, häufig eine weiße Frau und ein schwarzer Mann, aus deren Verbindung die Schwarze Deutsche entstand, ist eine brüchige. Die Kinder ungewollt, unerwünscht oder ausdrücklich aus egozentrischen Motiven in die Welt gesetzt, haben wenig positive Erfahrungen in der frühen Kindheit: Kinderheimaufenthalte, Pflegeeltern, häufig wechselnde Aufenthaltsorte verbunden mit kultureller Fremdheit und Zerrissenheit der Familie sind keine Seltenheit.

Bsp.: Die Kinder mit afrikanischem Vater haben sich mit der Familie oder Teilen der Familie wechselweise im Hei-

matland des Vaters und der Mutter aufgehoben, was jeweils einen sehr krassen Wechsel der gesellschaftlichen Bedingungen, des Normen- und Wertgefüges bedeutete.

Die älteren Schwarzen Deutschen – die sogenannten Besatzungskinder mit amerikanischem Vater – kennen diesen in der Regel nicht oder haben ihn erst zu einem späteren Zeitpunkt gesucht, selten auch gefunden. So kennzeichnen Erfahrungen von Verlassen-Werden, Unzuverlässigkeit und teilweise traumatische Verlusterlebnisse die Kindheit und Jugend vieler Schwarzer Deutscher. Die weißen Mütter waren von der Situation, ein Schwarzes Kind zu haben, in einer brüchigen belasteten Beziehung zu leben bzw. auf sich allein gestellt zu sein, oft genug mehr als überfordert. Dem Kind vermittelten sie diese Überforderung durch die unausgesprochene Botschaft „Belaste mich nicht noch mehr!“ bis hin zu offener Ablehnung, Haß „Wenn du nicht wärst...“

Überfordert sind nach meiner Erfahrung auch die Mütter, die sich ausdrücklich ein Schwarzes Kind gewünscht haben. Wenn die unklaren Motive für diesen Wunsch – wozu ein Schwarzes Kind, wofür brauche bzw. mißbrauche ich es – nicht irgendwann bearbeitet und damit deutlich werden, verläßt die zugeneigte Mutter spätestens dann ihre überzogene Zuneigung, wenn das Schwarze Kind nicht mehr nützlich ist, auch nicht mehr süß und niedlich, sondern ein problembehafteter, kiffender junger Mann mit unflätigem Benehmen. Problematisch gestaltet sich dann auch die Beziehung zu den Pflegeeltern, die irgendwie doch Dankbarkeit erwarten und die Abwendung des Kindes, seine Verschlossenheit und Zuwendung zu Schwarzen als persönliche Kränkung er-

fahren und enttäuscht und wütend sind. Je nach gesellschaftlichen Bedingungen gehen die Botschaften des weißen Umfeldes von „Ach, wie interessant“ bis zu offen rassistisch und gewalttätigen Attacken.

In einem politischen Klima, wie es zur Zeit herrscht, spielt der offene Rassismus eine zunehmend größere Rolle. Wenn ich an meine Kindheit denke, dann waren es vor allem Blicke und weniger Worte, die mich in meiner Entwicklung bestimmt haben. Ich lernte, Schweigen und Blicke zu deuten und spürte Verachtung, Haß, aber auch Mitleid. Und dieses Schweigen war die unmittelbare Folge der Befreiung vom Faschismus, man war sich unsicher, hatte Angst, Worte könnten Folgen haben. Schon früh erkennt der Schwarze Deutsche, daß er zu einer Minderheit gehört: Wenn es überhaupt Schwarze im Umfeld gibt, so ist diese Gruppe stets klein. In vielen öffentlichen Situationen, im Kindergarten, der Schule, im Berufsleben erlebt er sich als isoliert. Ein Teil seiner Erfahrungen bleibt für Weiße unverständlich, wird ihm sogar abgesprochen, ausgedreht: So schwarz bist du doch gar nicht. Der Schwarze verstummt. Findet er, wie es in Großstädten immer häufiger vorkommt, eine Schwarze Gruppe wie z.B. ISD und Adefra, so ist da endlich der Ort, an dem er sich öffnen kann, verstanden wird, Solidarität erfährt: Ein großes, geradezu berauschesendes Wir-Gefühl setzt ein, das jedoch problematisch ist.

Die Erfahrung, nicht gewollt, unerwünscht zu sein, schlägt sich in Selbstzweifeln und Selbsthaß nieder. Wenn die wichtigste wahrnehmende Person, die Existenzgrundlage schlechthin, die Mutter das Neugeborene mit feindseligen Blicken anschaut, hat der Säugling

SCHWARZE DEUTSCHE

keine andere Wahl, als diese Blicke zu introjizieren (schlucken) und ein unwertes Selbstbild aufzubauen. Diese Erfahrung hat umso tiefgreifendere Konsequenzen, je häufiger sie auch durch andere Personen z.B. aus der weißen Umwelt bestätigt wird. Ein Kind, auf dem der liebevolle Blick der Eltern ruhte, hat immer noch die wertenden, in der Regel abwertenden, Blicke der weißen Gesellschaft auszuhalten. Was macht das Schwarze Kind mit diesem Grundgefühl: „Ich bin schlecht, schmutzig“ oder „Ich habe Zweifel, ob ich wirklich gut bin“? Der verzweifelte Kampf um Anerkennung, häufig verknüpft mit sozialem Aufstieg und beruflicher Karriere, hilft ebenso, das Grundgefühl zu überdecken wie die Projektion dieses Gefühls auf die Außenwelt. Aus „Ich bin schlecht“ wird „Ihr/Du bist schlecht“. Das Ergebnis ist die feindselige Schwarze, die allen mißtraut und ihnen nur das Schlechteste unterstellt. Selbstzerstörerische Tendenzen können ebenfalls Ausdruck dieses Grundgefühls sein. Die Magersüchtige ohne Kontakt zu ihrem schwarzen Körper will dieses auf ein Minimum reduzieren, ja auslöschen. In der selbstzerstörerischen Nahrungsverweigerung erlebt sie gleichzeitig die Stärke ihres Willens. Sie braucht diese Nahrung nicht, ist großartig, allmächtig. Ähnlich erleben Drogenabhängige ihren Trip: einerseits als etwas Besonderes, das sie über alle niederen Alltagsgeschäfte erhebt, andererseits arbeiten sie zielstrebig an ihrem Untergang. Diese Möglichkeit, mit einer Handlung, einem Habitus sowohl den Selbsthaß wie die Größenvorstellungen zu nähren, stelle ich bei Schwarzen Deutschen sehr häufig fest. Auch die Arbeitssucht kann aus diesen beiden Quellen gespeist sein. Der Selbsthaß wird in der Regel nicht wahr-



genommen, ist nicht im Bewußtsein – sonst würde man sich wohl auch umbringen, mit einer einzigen Handlung und nicht auf Raten – sondern wird durch das Größengefühl maskiert. Die teilweise traumatischen frühen Ver-lusterfahrungen führen zu einer gene-rellen Angst vor Verlust, womit die Be-troffene je nach psychischer Grundaus-stattung unterschiedlich umgehen kann. Sowohl die Vermeidung von Be-ziehungen, von Nähe überhaupt, wie die Wiederholung des Verlustes, indem dieser durch „geschickte“ Partnerwahl unbewußt immer wieder inszeniert wird, können Folge der Verlusterfah-rung sein. Verlustängste hindern uns m.E. auch daran, in der neu gewonnenen Schwarzen Community, wie sie die ISD darstellt, Konflikte offen auszutra-gen, was sich jedoch langfristig als wes-entlich behindernd für die gemeinsa-me Arbeit auswirkt als gelegentlich ein reinigender Krach. Auch die Unfähig-keit, sich auf andere verlassen zu kön-nen, alles selbst machen zu müssen, bis hin zu Kontrollzwängen, die sich in letz-ter Konsequenz in generalisierter Zwanghaftigkeit äußern können (Waschzwang), können Folgen von Ver-lust- und Unzuverlässigkeitserfahrun-gen sein. Die Nicht-Präsenz eines schwarzen El-ternteils, die Ablehnung, die das Kind durch den weißen Elternteil möglicher-weise erfahren hat, kann zum Le-bensthema werden: Suche nach der gut-en-schwarzen-Mutter, dem guten-schwarzen-Vater, Suchen überhaupt als Möglichkeit, sich das Leben zu gestal-ten. Das heißt: nie Ruhe finden, nie an-kommen, nicht bleiben können, immer wieder aufbrechen. Dazu gehört die Su-che nach dem realen Elternteil, wie die symbolische Suche, die sich in der Regel

in der Partnersuche und -wahl manife-stiert. Da hat jede Frau und jeder Mann eine Chance, die oder der das verkör-pert, was den verinnerlichten Vater-/Mutteridealbildern entspricht: groß, stark, klug...

Für uns Schwarze Deutsche war die Welt von Anfang an in schwarz und weiß geteilt. Obwohl in unserer Person sehr häufig beide Teile zusammen-fließen, weil wir einen weißen und einen schwarzen Elternteil haben, halten wir die geteilte Weltsicht aufrecht, insbe-sondere dann, wenn die weiße, ableh-nende Mutter präsent, der schwarze Va-ter nicht präsent war, wird aus weiß und schwarz böse und gut. Diese Spaltung erleichtert die Weltsicht und verhindert den Kontakt zur Welt in ihrer realen Komplexität. Spaltungstendenzen ver-selbständigen sich und die Spaltung in gut und böse verläuft durch alle Grup-pierungen auch dann, wenn nur noch Schwarze da sind: heller-dunkler; glatte Haare-krause Haare; Männer-Frauen; Alte-Junge u.s.w. Der Erfindungsgabe, in jeder gegebenen Situation Wohl und Wehe voneinander abzuspalten, sind kaum Grenzen gesetzt.

Die Erfahrungen von Ablehnung und Ausgrenzung erzeugen Wut im Schwarz-en Menschen. Wut, die er in der Regel jedoch nicht ausleben oder auch nur zeigen darf. Als Kind war er in jedem Fall in der schwächeren Position und mußte Angst haben – real und begrün-det -, noch weiter ausgegrenzt zu wer-den. Auch als Erwachsener ist das Ausle-ben der Wut problematisch. Die weiße Mehrheit, die Vorurteile, der Rassismus führen schnell zu einer Kriminalisierung und Psychiatrisierung des auffälligen Schwarzen. Die Wut wird verdrängt und auf andere projiziert. Neben der realen und berechtigten Angst vor der Bedro-

hung durch Rassisten, wie wir sie zur Zeit haben müssen, spielt auch die pro-jizierte Wut eine Rolle. So fürchten wir uns auch vor unserer eigenen unbändi-gen Wut, die wir auf den weißen Gewalt-täter projizieren.

In dem von Gronemeyer und Reimer herausgegebenen Band „Der faule Ne-ger“ wird sehr anschaulich beschrieben, mit welchen Zuschreibungen, Phanta-sien und Projektionen Schwarze be-dacht werden. Der faule, musikalische, sportliche, zuverlässige, naive, potente Schwarze – wir kennen das – das ist der Platz, der uns von der weißen Gesell-schaft zugewiesen wird und den wir an-nehmen – mindestens zu einem Teil. Wie anders sind die ewige Unpünktlich-keit, das Festefeiern und der Musikrum-mel, die schlampig ausgeführten Aufträ-ge zu erklären?

Natürlich werden über diese Kanäle auch Aggressionen ausgelebt – aber es ist auch die Angewohnheit, sich mit den Zuschreibungen zu identifizieren und sie in das Selbstbild zu integrieren. In letzter Konsequenz führt das dazu, daß man sich nichts anderes mehr zutraut. Der dumme sportlich-musikalische Schwarze ist nicht zu intellektuellen Lei-stungen fähig. Er schwänzt die Schule – bringt ja sowieso nix – wird zum Versa-ger, dessen Lebensperspektive Basket-baller oder Drummer ist. Das heißt natürlich nicht, daß Schwarze tatsäch-lich nicht sportlich oder musikalisch sein können, sondern lediglich, daß wir herausfinden müssen, ob unser Nicht-Können nicht eher eine Übernahme von Zuschreibungen denn ein wirkliches Nicht-Können ist. 

W

IR SIND

SENSIBLER GEWORDEN

Annette Männel

Red. Weiblick

Christiane G. und Renate O. sind weiße Mütter schwarzer Kinder. Kennen gelernt haben sie sich vor zweieinhalb Jahren, als sie sich mit anderen Frauen nach dem „Black History Month“ zusammenfanden. Als „Elterngruppe schwarzer Kinder“ setzen sie sich derzeit vorrangig mit ihrem eigenen Rassismus auseinander. Zuerst erschien es ihnen unerklärlich, selbst rassistisch zu sein. Die wachsende Kritik älterer Kinder an ihren Eltern brachte sie zum Nachdenken. Langsam vertrauen sie einander, ihre eigene Geschichte half über viele Verletzungen und Mißverständnisse hinweg. Ihr Ziel ist es, politisch zu arbeiten. Sie fühlen sich von dem Rassismus in der Sprache, rassistischer Mediendarstellung, wachsender Gewaltbereitschaft gegenüber einer anderen Hautfarbe angegriffen. Wut haben sie und Angst.

Welche Probleme haben Sie bei der Erziehung der Kinder?

Renate: Viele der Kinder sind von ihren

Vätern im Stich gelassen worden. Schon aus diesem Grund fällt es schwer, Ihnen einen positiven Begriff von Afrika zu vermitteln. Dann fragen sie schon, warum sich ihre Mutter mit einem Schwarzen eingelassen hat. Mein jüngerer Sohn fühlt sich nirgends zugehörig. Er hat einerseits Angst vor den Überfällen, andererseits fühlt er sich bei Schwarzen noch nicht heimisch. Er kann sich noch nicht zu seiner Hautfarbe bekennen. Der Ältere hingegen sucht für sich scheinbare Vorteile heraus.

Christiane: Meine Kinder begreifen den Widerspruch des Satzes: „Es kommt nicht auf das Aussehen des Menschen an...“ nicht, denn die Gesellschaft suggeriert ständig die Wertung nach dem Aussehen – und diese ist weiß!

Renate: Bei kleinen Kindern kommen die Leute immer tätscheln, und finden es „süß“ und „reizend“. Werden sie größer, wird ihre Hautfarbe kriminalisiert oder man tut sie als Andersartige, Fremde und Exoten ab.

Christiane: Jungen und Mädchen bekommen verschiedenen Negativismen zugeordnet – die Mädchen sind sexy und leicht zu haben; die Jungen sind „überpotent“ oder in illegale Geschäfte verwickelt.

Wie haben Sie sich verändert?

Christiane: Meine Eltern sind und waren sehr fähig, sich mit allen politischen und sozialen Belangen auseinanderzusetzen und haben diese Bereitschaft

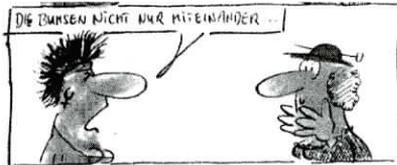
ihren Kindern und Enkelkindern weitervermitteln können. Die Kritik meiner Kinder an mir ist wie bei allen Kindern diesen Alters und ihren Eltern immer noch sehr zögerlich und wenig differenziert. Ich hoffe, daß sie bald etwas mehr Mut fassen, denn aus ihrer Kritik an mir erhoffe ich, die Dinge mit ihren Augen sehen zu können. Und ich glaube, an ihrer Kritik würde ich wachsen.

Renate: Ich hatte in der Schule eine schwarze Freundin. Erst als ich merkte, wie sie betitelt wurde und ich mir das von meiner Mutter erklären ließ, hat sich mein Unrechtsbewußtsein gemeldet und ich bin dann ihre „Beschützerin“ geworden.

Christiane: Ich habe keine weißen deutschen Freunde, die nicht in irgendeinem Zusammenhang mit Schwarzen stehen. Dieses ewige Erklärenmüssen ist mir zuviel. Es ist natürlich auch ein Schutz vor Verletzungen.

Renate: Bei mir sind aus diesem Grund auch Freundschaften kaputt gegangen. Es stimmt, auch ich kann kaum eine Freundschaft benennen, die sich weder auf die eine noch auf die andere Art mit Rassismus auseinandersetzt.

Ich achte bei jedem Kontakt darauf, wie sie unvorbereitet auf meine Kinder reagieren. Und dies ist meist stereotyp: „Also, das hätte ich ja nicht gedacht“,...Du hast ja Mut, aber mußt du denn das sein?..“ Ich will einfach den Leuten dabei ins Gesicht sehen können. So wie sich Deutschland in den letzten



drei Jahren entwickelt hat, sehen manche von uns perspektivisch für sich nur die Möglichkeit des Weggehens.

Wie leben Sie mit ihrer Angst nach den ständigen Pogromen?

Die Angst, dort angegriffen zu werden, hält uns zurück.

Renate: Meine Kinder fahren auch nicht in den Osten. Und natürlich werde ich bei jeder Verspätung unruhig.

Christiane: Wenn wir uns in der Öffent-

Kinder schützen können.

Renate: Wir gehen meist nur in einer Gruppe weg. Wenn wir uns über unsere Ausflüge unterhalten, geschieht das in drei Kategorien.

„Wir waren in der Gruppe unterwegs – es ist nichts passiert.“

„Wir sind mit dem Auto gefahren, haben den Termin erledigt und sind danach gleich wieder eingestiegen, um zurückzufahren.“

„Wir sind belästigt worden.“

Christiane: Ich habe heute auch mehr Angst als früher.

Renate: Auch früher war der Rassismus salonfähig. Das Erschreckende ist heute die Gewaltbereitschaft, die nach dem Leben unserer Kinder, dem unserer Familienmitglieder und dem unserer Freunde trachtet. Unsere Kinder sind permanent kritischen Blicken, oft auch dumme Bemerkungen ausgesetzt. Nie können sie unbeobachtet normal in der Menge untertauchen, während wir weißen Elternteile noch dieses Privileg genießen können.



Christiane: Wir meiden die Regionen im Osten Deutschlands. Wie gern würde ich mit meinen Kindern an die Ostsee fahren oder ihnen Mecklenburg zeigen.

lichkeit bewegen, überlege ich mir vorher schon, wie wir aus einer bedrohlichen Situation herauskommen. Ich weiß, ich werde nicht immer meine

Kontakt: SEKIS „Elterngruppe schwarzer Kinder“, Wilsnacker Str. 40, 10559 Berlin. ♀



RASSISMUS



USLÄNDERFEINDLICHKEIT =
RASSISMUS

RASSISMUS = RASS(E) + ISMUS (MACHT)
= DIE MACHT DER (WEISSEN) RASSE

Die Medien haben ein neues Schlagwort geschaffen – sie alle (Zeitungen, Fernsehen, Radio) sprechen von der NEUEN AUSLÄNDERFEINDLICHKEIT. Dieses Wort stinkt mir (und ich weiß, auch einer Menge anderer Menschen) gewaltig, denn es ist schlicht und ergreifend falsch, da es in keiner Weise das be-

Ricky Reiser
Redaktion „Afro-Look“



nennt, was in diesem unserem Lande so vor sich geht. Die sogenannte Ausländerfeindlichkeit richtet sich keineswegs gegen alle AusländerInnen, sondern



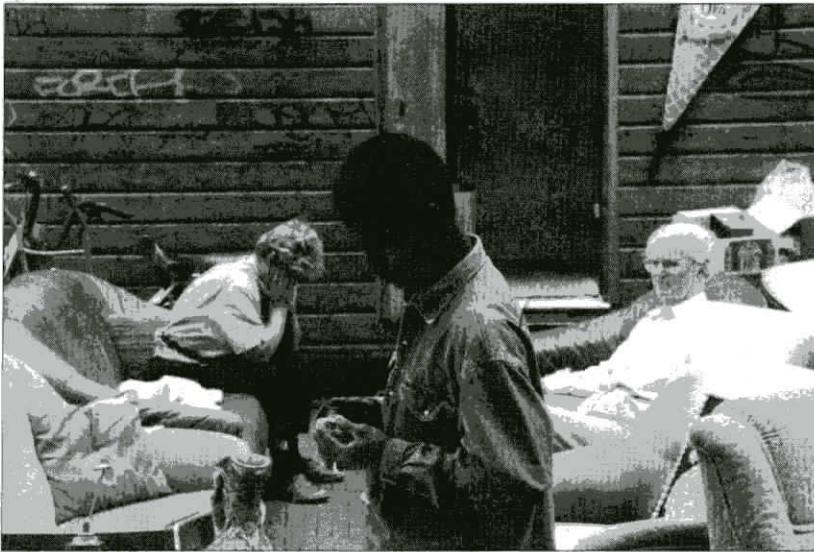
auch gegen Deutsche, die nicht deutsch bzw. europäisch aussehen. Diese Feindlichkeit richtet sich also auch gegen mich als Schwarze Deutsche. Ich habe sie schon oft, in jüngster Vergangenheit leider immer öfter, zu spüren bekommen, sowohl in physischer Form (am 19.11.1992 wurde ich ohnmächtig geschlagen; voran ging der Spruch: „Mach' sie nieder, die SCHWARZE SAU!“) als auch in psychischer Form (verbale und körperliche Attacken sind heutzutage nicht mehr die Ausnahme, sondern sind ein fester Bestandteil unseres Schwarzen Lebens in Deutschland).

Ja, ich bin Deutsche mit deutscher Staatsangehörigkeit und allem, was dazu gehört, auch Steuerzahlerin – nur ich sehe eben nach Meinung vieler Weißen nicht deutsch aus – ich bin SCHWARZ und DEUTSCH. Und darum bestehe ich darauf, von RASSISMUS zu sprechen, wenn Nichtweiße auf offener Straße (wie ich) zusammengeschlagen werden, wenn Nichtweiße ermordet werden. (...) „Schützen Sie sich vor Gewalt! Vermeiden Sie gewaltträchtige Situationen!“, mit diesem Slogan versucht die Berliner Polizei, dem Problem zu begegnen. Aber wie soll ich diese Situationen vermeiden, die meine bloße Anwesenheit auslöst? Ich falle auf, ob ich will oder nicht! Also, wer schützt mich vor dem Monster „Ausländerfeindlichkeit“, dessen wahrer Name RASSISMUS ist? (...)

Ein paar der PolitikerInnen fordern die multikulturelle Gesellschaft, aber leider bleibt dies meist nur ein Lippenbekenntnis. FAKT IST, wir haben die multikulturelle Gesellschaft seit Jahrhunderten, nur sie wird weiterhin hartnäckig verschwiegen. Es scheint auf Dauer keinen anderen Ausweg zu geben, als daß Menschen wie ich zu denselben Waffen

greifen wie jene, die uns attackieren, ob wir wollen oder nicht. Wer fragt uns denn schon?

Es ist und bleibt für Menschen wie mich unverständlich, warum diese Deutschen sich mehr denn je dagegen wehren, uns als Teil dieser Gesellschaft wahrzuneh-



men. Mit politischer Unterstützung wird stur deutsche Homogenität propagiert, die seit langer Zeit nichts weiter ist als eine irreführende Farce. Es gibt uns!

Und es ist höchste Zeit, daß dieses Volk begreift, daß es uns – Schwarze Deutsche, Türkisch-Deutsche, Asiatisch-Deutsche u.s.w. – gibt, um so diese jahrhundertalte Ungerechtigkeit zu bewältigen. Unsere Binationalität kann und darf nicht weiter getrennt von der weißen Gesellschaft betrachtet werden, denn nur deshalb ist es möglich, daß wir

immer noch in die „Schublade AusländerInnen“ geschoben werden können. Solange es aber z.B. Polizisten gibt, die mich bei Kontrollen immer ganz automatisch nach meinem Paß fragen, und ob ich die deutsche Sprache verstehen kann, anstatt meinen Ausweis zu verlan-

gen, wie sie das bei weißen Menschen ganz selbstverständlich tun, wird mir immer wieder vor Augen geführt, daß meine Existenz als Deutsche weiter in Frage gestellt ist, daß es mich eigentlich gar nicht gibt – mich Schwarze Deutsche.

WAS, MICH GIBT ES NICHT??? Und ob es mich gibt; schon seit 39 Jahren. Auch wenn ich angezweifelt, diskriminiert, verleugnet, verunglimpft, verschwiegen werde. Es gibt mich – unübersehbar! Begreift das endlich, ihr weißen Menschen, akzeptiert es! Es gibt

mehr als 200000 von uns und wir werden immer mehr.

VON WEGEN AUSLÄNDER/INNEN!!! Ich gehe sogar so weit und sage: „Solange das weiße Deutschland nicht gewillt ist, uns als einen Teil dieser Gesellschaft anzuerkennen, wird es unmöglich bleiben, in sogenannter multikultureller Harmonie gleichberechtigt zu leben.“ 



ST-WEST-BARRIEREN

Dr. sc. Hannelore Scholz

Literaturwissenschaftlerin

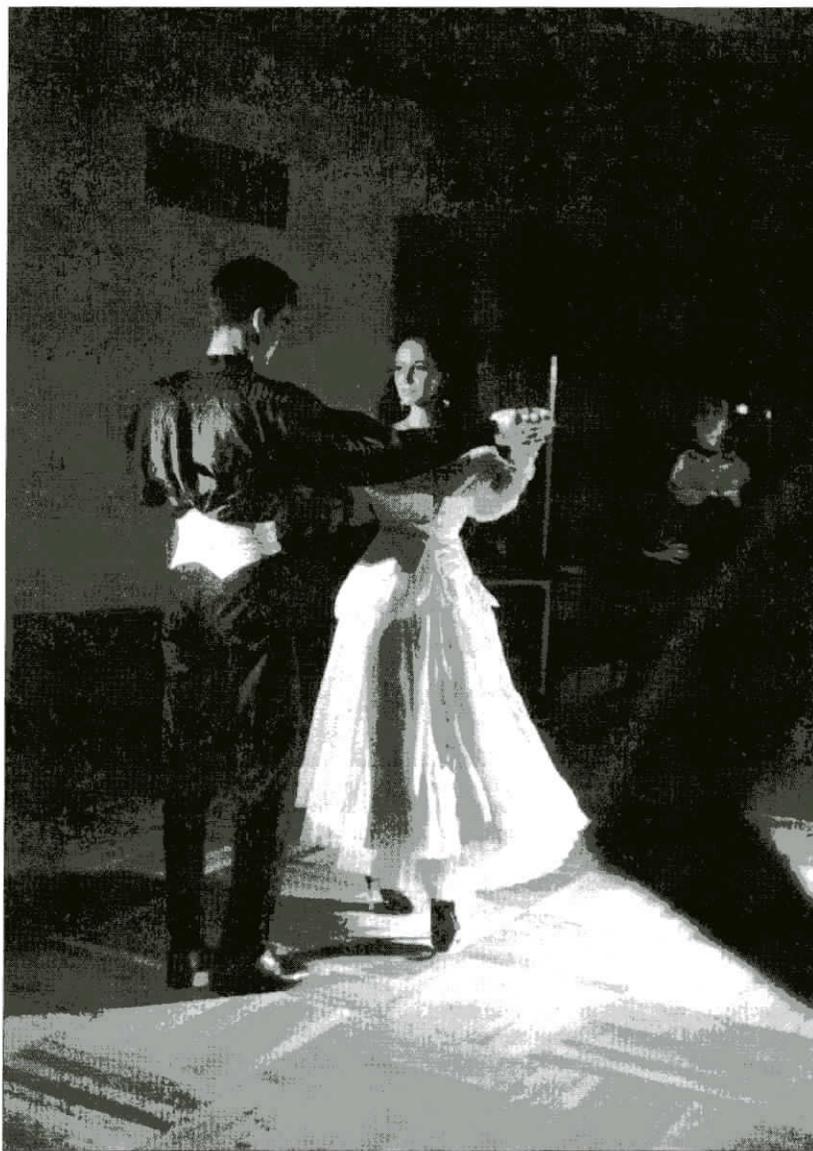
Warum gibt es keine weibliche Solidar-gemeinschaft?

Nach über zwanzigjähriger westdeutscher und dreijähriger offizieller ostdeutscher Frauenbewegung fällt auf, daß die gegenwärtigen Ergebnisse (im Negativen, wie im Positiven) sehr ähnlich sind. Die erreichten Positionen von Frauen in entscheidenden Strukturen sind unbefriedigend. Warum kommt es zu keiner wirksameren Zusammenarbeit? Wo liegen die Ost-West-Barrieren von Frauen in der Politik, in der Theorie und Praxis?

Ich kann hier nur Fragen stellen, die sich aus den Ergebnissen unseres Forschungsprojektes „Frauen in Ost und West. Kulturelle Wahrnehmung von Veränderungen nach 1989“ ableiten lassen. Das Typische an der DDR war die DDR-Frau, diesen Satz habe ich in den letzten

Monaten viele Male gehört. Westdeutsche Frauen beklagen den Verlust ihres Bildes von der DDR-Frau. Sie erleben gegenwärtig die ostdeutschen Frauen oft als eine verwirrende Mischung von Selbstständigkeit und Anpassung, von Mut und Kraft, aber auch von Verzweiflung und Ohnmacht. Das Bild der selbstbewußten, ökonomisch unabhängigen Frau, die Berufsarbeit, Kindererziehung und Haushalt bewältigt, wenn auch nicht konfliktfrei und mühelos, ist auch und besonders durch die Literatur konturiert worden. Es entstanden Frauenleitbilder, die den real existierenden Sozialismus auf besondere Weise dokumentierten. Mit einiger Irritation fragen die westdeutschen Frauen, was aus ihnen geworden ist.

Ihre Erwartungshaltung wurde auch durch den UFV nicht eingelöst. Die Schwestern Westdeutschlands sind enttäuscht. Sie beklagen das fehlende Engagement, das Unverständnis für die neue Situation. Irritiert wenden sie sich ab. Mit den „Ossis“ kann frau nicht reden. Ein Dialog scheint unmöglich. Ostdeutsche Frauen erleben ihre westdeutschen Schwestern als Karriere- oder Hausfrauen, Mischformen eingeschlossen. Sie sehen mit Neugierde, bisweilen auch mit Neid, auf die Erfolgreichen und vermissen Identifikationsmöglichkeiten. Hartnäckig bleiben die ostdeutschen Frauen bei ihrem Anspruch, Arbeit, Kindererziehung und Privatleben vereinbaren zu wollen. Verwirrt sehen sie die neuen Frauenleitbilder in der Spannung von „neuer Weiblichkeit“ bis zur radikalen Feministin und sind ebenfalls enttäuscht. Ein Teil ihrer Identität war auch auf Weststandards ausgerichtet. So sind sie doppelt betrogen. Der reale DDR-Sozialismus wurde in seinen für Frauen positiven Auswirkungen mit



großer Selbstverständlichkeit angenommen und gleichzeitig wurde, aufgrund der verheißenen „vollen Gleichberechtigung“ mit Nachdruck Kritik geübt. Dabei entstanden neue Ansätze in der Frauenkultur auch mit Blick auf die westdeutsche und westeuropäische Frauenkultur. Es entwickelte sich ein neues Selbstbewußtsein, das Selbstbehauptung und Veränderungswillen einschloß.

Diese Lebensausrichtung auf eine Zukunft ist zwar widersprüchlich zu bewerten, zeichnet aber die typische DDR-Frau m. E. immer noch aus. Ich spreche hier nicht nur für die Intellektuellen. Gerade für Frauen aus den unteren sozialen Schichten ist der Zusammenbruch der DDR auch ein radikaler Zusammenbruch ihrer Alltagskultur.

Der „Abschied von der Utopie“ Sozialismus und vom Realsozialismus in der DDR (das sind zwei höchst unterschiedliche Ebenen von Wahrnehmung und gelebten Leben) bedeutete für viele die Beendigung von Entmündigung, Einengung, Begrenzung, aber gleichzeitig den notwendigen Verzicht auf grundsätzlich gesicherte Werte, wie das Recht auf Arbeit, Subventionen für Kinderbetreuung, Wohnungen u.a.m. Damit ist aktuell ein widerspruchsvoller Individualisierungsprozeß in Gang gesetzt, der das subjektive Verantworten von Lebensrisiken einschließt. Dies trifft auch auf die Frauen der alten BRD zu, nur konnten sie das von Beginn ihres Lebens an trainieren. Für die Ostdeutschen ist der Umbruch ihrer, wenn auch kritisierten, so aber vertrauten Alltagskultur zum großen Problem geworden. Brüche in den Biographien sind unvermeidbar. Es zerbrach das Realbild DDR-Sozialismus und mit ihm wurde die Utopie So-

zialismus ungläubwüdig, denunziert, und in gleichen Maße wuchs die Enttäuschung über das Idealbild Westdeutschland. Daran hatten sich nämlich besonders junge Frauen ausgerichtet (Kleidung, Frisur, Musik, Auto). Ihre Wünsche, Hoffnungen, Werte orientierten sie zunehmend, besonders seit den achtziger Jahren, an westdeutschen Standards, während ihr sozial-ökonomischer Hintergrund ein DDR-typischer blieb. Jetzt müssen sie, bei aller sozialen Differenziertheit, im täglichen Leben erfahren, daß diese Welt der Marktwirtschaft für ihre Sozialisationsvorgaben kaum Raum bereit hält. Sie betrachten die westdeutschen Frauen nach anfänglicher Bewunderung und Verehrung nicht mehr unkritisch. Die Skepsis wächst auch durch das Sich-behaupten-müssen und durch eine Reihe von Diskriminierungserfahrungen, die die westdeutschen Frauen so nie erfahren haben.

Die anfängliche Neugier, die Offenheit zum Gespräch, die Bereitschaft zur Solidarität und auch zu gemeinsamer politischer Aktivität ist einer allgemeinen Irritation gewichen. Da sind doch in so kurzer Zeit Barrieren entstanden. Sie wurden rasch zu Konkurrentinnen auf dem Arbeitsmarkt. Von gemeinsamen feministischen Aktionen ist wenig geblieben. Ob nicht aber diese Irritation der Ostfrauen auch ihre Chance sein kann?

Ich sehe eine Ambivalenz in dieser Frage. Die Zwänge auf dem Arbeitsmarkt erzeugen einen Anpassungsdruck auf weibliche Handlungsstrategien, die zur Erweiterung ihrer Selbstbestimmtheit führen können. Gleichzeitig sind die strukturellen Zwänge in sozialpolitischer Hinsicht so stark, daß es zur Begrenzung von Handlungsalternativen

führt. Das Dilemma scheint aussichtslos.

Die Frauen der neuen Bundesländer können das Identitätsangebot des vereinten Deutschland, wie es sich gegenwärtig zeigt, nur schwer oder gar nicht annehmen. Sie sind in dreifacher Hinsicht diskriminiert: erstens als Angehörige des weiblichen Geschlechts, zweitens als Bewohnerin der NBL, als sogenannte „Ossi“, das gilt auch für die Männer, und drittens als „Ossi“-Frauen.

Die Frauenfrage galt in der DDR als gelöst, wenn auch eine volle Gleichstellung mit dem Mann bei weitem nicht erreicht war, fühlten sich doch viele nicht diskriminiert. Das gesellschaftlich ausgerichtete Leben, unter DDR-Bedingungen hatte Strukturen, in denen die Kritik an der Bürokratie, am Totalitarismus, an politischer Bevormundung als Diskursgeflecht das Wahrnehmen patriarchalischer Muster verdeckte. So war der Druck von Staats- und Parteiorganisationen stärker als der Druck auf die Frau als gesellschaftliches Wesen. Während sie im privaten Raum Überlastung, Vereinsamung, Brutalität, auch Vergewaltigung ertragen mußte, wurde sie öffentlich nicht zum Objekt entwürdigt.

Im Gegenteil. Ihre Aufwertung, das ständige Beachten ihrer Probleme führte einerseits zu gewachsenen Selbstvertrauen, andererseits aber auch dazu, daß sie ihre Konflikte als private verkleinerte und die gesellschaftlich großen der Lügen, Beschönigungen, der Heuchelei und des Duckmäusertums als belastender empfinden mußte.

Erst nach dem Zusammenbruch der DDR und im Zusammenhang mit dem Entstehen einer politischen Frauenbewegung in der DDR wurde zum öffentlichen Problem, daß die vermeintlichen

gleichen sozialen, juristischen, ökonomischen und individuellen Rechte für Frauen Ideologie geblieben waren. Dies hatte zu einem sozialistischen Leitbild geführt, als dessen wichtigstes Kernstück die Arbeit gesehen wurde. Entsprechend dieser Auffassung erfolgte eine staatlich geregelte Kinderbetreuung. Dieses Faktum ist m. E. für viele Frauen zur Ursache von Lebenskrisen geworden. Sie definierten ihren Wert als Frau und Mensch über die Arbeit, entsprechend der sozialdemokratischen Tradition (z. B. Bebels „Die Frau und der Sozialismus“). Der sozialistische Betrieb mit seinen Arbeitskollektiven war in der DDR mehr als ein Ort des Arbeitgebers. Er war auch ein Ort der Geselligkeit, des Ausstausches, des Sammelns von Erfahrungen. Aus diesen Zusammenhängen sind besonders die Frauen durch die höhere Arbeitslosenrate herausgeschleudert. Sie sind gleichzeitig dadurch, wie schon ausgeführt, in ihrer Flexibilität eingeengt, weil sie früh Kinder bekamen, und die Subventionen jetzt entfallen sind. Wie sollen diese Frauen das Gefühl der Vereinsamung, der Diskriminierung, des Nichtgebraucht-werdens kompensieren? Mit dem raschen Umbruch bisher für selbstverständlich gehaltener Voraussetzungen, Orientierungsmuster, Lebenspläne, theoretischer Konzepte ist ihre gesamte Alltagskultur mit den entwickelten Lebensansprüchen in Frage gestellt. Der Wandel von „verordneter“ Emanzipation der Frau zur Individualisierung aller Lebensbereiche und deren privatisierter Risiken wird von einer Ruhe von Prozessen begleitet, die den Identitätsverlust der Frauen noch spürbarer werden läßt wie z. B.

- Deindustrialisierung der DDR

- Zerstörung der kollektiven Struktur der Landwirtschaft
- Veränderung der Eigentumsverhältnisse
- Massenarbeitslosigkeit
- Schließung von Kinderbetreuungseinrichtungen
- Wegfall von Subventionen im medizinischen und kulturellen Bereich
- Mieterhöhungen u. a. m.

Von diesen Prozessen sind Frauen härter betroffen als Männer. Aber geradezu symptomatisch ist, daß die Männer dennoch zuerst ihre Identitätsverluste politisch einfordern. Sie entwickeln auch im neuen System Strukturen, um ihre Konzepte durchzusetzen, so gründeten sie z. B. die „Komitees für Gerechtigkeit“. Zwar sind eine Reihe von Frauen unter den UnterzeichnerInnen zu finden, aber in der Öffentlichkeit sind sie kaum wahrnehmbar. Damit wird eine Politik fortgeführt, die auch die Frauenpolitik der DDR charakterisierte: die Nichtwahrnehmung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung im öffentlichen und privaten Bereich und der sozialen und individuellen Differenzen von Frauen. Die Beschäftigungspolitik gerade für Frauen aus den NBL bräuchte dringend greifende Konzepte. Die gegenwärtige Krise offenbart, daß diese Widersprüche erneut

als gesamtgesellschaftlich definiert und ungenügend unter geschlechtsspezifischen Aspekten diskutiert werden. Das Programm „Aufschwung Ost“ ist m. E. mit Blick auf die Frauen auch deshalb gescheitert, ähnliches ist über das Hochschülerneuerungsprogramm zu sagen. Diese Tatsachen führen dazu, daß die Mauer zwischen Ost und West weiter wächst (lt. Wickert-Institut, s. „Junge



Welt" vom 17. 8. 1992, S. 5). Der Graben aber, der gleichzeitig als „Niemandland“ neu entsteht, zwingt zum Nachdenken über die Gründe der Ost-West-Barrieren. Solange die Zwangseinheit Deutschland vorrangig als ein ökonomisches Problem der Investition Westdeutschlands gesehen wird, müssen sich die sozialen Spannungen Ost-West verschärfen. Der Zusammenbruch des Kommunismus ist nicht nur in Europa, sondern weltweit in vielen Bereichen spürbar. Nicht spürbar ist mehr ein geistig-kultureller Aufbruch und die Wirksamkeit ökonomisch-politischer Reformen. Ich vermisse vor allem Frauen in wichtigen Funktionen der europäischen und deutschen Transformationsprozesse. Wir brauchen nach den vielen Analysen Handlungsangebote. Es wurde schon betont, daß die Ergebnisse der Frauenbewegung in Ost und West sich gleichen, folglich ist es unabweisbar geworden, gerade die strukturellen Diskriminierungen aufzudecken und durch politisch radikalere Maßnahmen zu bekämpfen.

Ich möchte aus meiner Sicht einige Gründe nennen, warum ostdeutsche Frauen sich nicht genügend in die Umbrüche einmischen:

1. Eine selbstbewußte Frauenkultur, die Raum geschaffen hätte für einen eigenständigen Blick auf die Gesellschaft, auf Sexualität, auf das Geschlechterverhältnis, auf männliche Wertesysteme, auf das eigene Frausein und nicht zuletzt auf die Beziehungsnetze unter Frauen, hat sich aus den oben beschriebenen Gründen in der DDR nicht herausgebildet. Die Frauenbewegung der DDR war eine politische Einmischung „von oben“, getragen vor allem von Intellektuellen, und von daher keine soziale Bewegung, gestützt auf eine Massenbasis.



2. Da eigene Konzepte im wesentlichen fehlten, erfolgte zwangsläufig ein punktuelles Ausrichten auf Ergebnisse der westdeutschen und westeuropäischen Frauenbewegung. Die feministischen Bestrebungen in der BRD und die neu entwickelten in der DDR konnten kein gemeinsames politisches Programm entwickeln. Die Gründe sind vielgestaltig und wären noch zu erforschen.

3. Aufgrund der ökonomischen Unab-

hängigkeit und des gewachsenen Selbstbewußtseins der Frauen entwickelten sie eine spezifische Anti-Staats-Haltung. Sie drückt sich u.a. besonders in der Literatur von Frauen aus. So ist m. E. Christa Wolfs „Nachdenken über Christa T.“ der Beginn einer literarisch-ästhetischen Frauenbewegung in der DDR. Hier sehe ich wichtige Anknüpfungspunkte für weitere feministische Ansätze. Die DDR-Frau hat ihre Ansprüche, Ideale, Werte an der Utopie Sozialismus gemessen. Verglichen mit den real existierenden in der DDR entstand dadurch ein Kritikpotential, das nicht nur Kritik am Partei- und Staatsapparat der DDR einschließt, sondern weiterreichend ist. In der gegenwärtigen Krise kann dieses Potential nicht gelehnt werden und es bestimmt einen wesentlichen Differenzpunkt von ost- und westsozialisierten Frauen.

4. Wegen ihrer DDR-Sozialisation, die die Geschlechterkonflikte tabuisierte, meiden ostdeutsche Frauen die Konfrontation mit Männern. Monika Maron hat diese Unterschiede sehr gut in ihrer „Kleist-Preisrede“ beschrieben. Da aber im jetzigen Zivilisationsmodell Leistungsdruck, Konkurrenz, Dominanz vorherrschend sind, sind sie gegenüber den Männern von ihrem Sozialisationsmuster her benachteiligt.

OST/WEST//FEMINISMUS INS PARLAMENT

5. Viele Reformen werden jetzt von Kommissionen initiiert, in denen Frauen, wie Ostdeutsche überhaupt, unterrepräsentiert sind. So erfolgen Evaluationen und Abwicklungen ohne Sensibilität für ostdeutsche Lebensverhältnisse und Erfahrungsbereiche. Im Vordergrund stehen häufig nicht inhaltliche Ausrichtungen, sondern politische Evaluierungen. Die westdeutsche Seite fragt nach Kooperation mit dem Regime m. E. nicht differenziert genug. Die gegenwärtige Stasi-Debatte um Christa Wolf und Heiner Müller offenbart einmal mehr, daß es nicht nur um die Frage Täter(in) -Opfer gehen kann. Die Aufklärungsarbeit über unser Verwoben-sein müßte mehrdimensional geführt werden.

6. Fast alle Frauen der DDR haben seit 1989 tiefe Identitätskrisen erlebt, für die immer noch nicht genügend Reflexionsraum und Sprache geschaffen wurde. Die Auswirkungen werden sich erst noch zeigen. Wenn die Ostdeutschen zu wenig Möglichkeiten zur Selbstreflexion finden, muß sich das erschwerend auf die Integration auswirken. Es geht auch um das Aufdecken von Lebenslügen und deren Haltungsfolgen für Frauen und Männer.

Es wären noch weitere Beispiele zu finden, die eine Ost-West-Annäherung komplizieren. Ich weiß um die Unvollständigkeit und begreife diesen Beitrag als Diskussionsangebot.

Resümierend wäre festzustellen, daß die Differenzen zwischen Ost und West nicht nur groß sind, sondern sie werden auch von beiden Seiten nicht sachlich benannt und durch Abwehr und Ungeduld zugeschüttet.

Die Zwangseinheit macht beiden Seiten zu schaffen. Für die Westdeutschen werden die Schwierigkeiten bei der An-

passung des Denkens, der Arbeitsformen und des Arbeitstempos, Veränderungen der Alltagskultur vor allem als Investitionsprobleme diskutiert.

Für die ostdeutschen Frauen ist die Angleichung komplizierter.

Sie müssen die Individualisierung aller Lebensrisiken (Erhöhung der Mieten, kein Arbeits- Kindergartenplatz, Wegfall von Subventionen) als einen Prozeß erleben, der ihr gelebtes Leben (sozio-kulturelle Verhältnisse mit Ideologisierung) radikal in Frage stellt. Die „Mauer im Kopf“ läßt sich nur schwer einstürzen und dabei wird deutlich, daß die Begrenzung durch die einst so verhaßte Grenze erst jetzt als Graben spürbar wird. Der Zeitsprung, der den Ostdeutschen abverlangt wird, ist zu groß. Erst langsam wird klar, was vierzig Jahre unterschiedliche Entwicklung bedeuten. Die Aufgaben, die sich für die Überwindung dieses Abstandes stellen, sind nicht nur von einer Seite aus zu lösen. Die Irritation ist auf beiden Seiten. Das Schlagwort von der „Mauer im Kopf“ ist ein Produkt der Enttäuschung, nämlich der Illusion, alles sei nach langer Zeit schnell und leicht wiederherzustellen. Jeder neue Tag macht aber die Entfernung vom Gewesenen größer. So sehe ich in der gegenwärtigen Krise auch eine Chance, die Entwicklungsformen deutscher, europäischer und außereuropäischer Politik, Wirtschaft und Kultur neu zu strukturieren. Es geht nicht nur um die NBL.

Wer aber wäre in der politischen Parteienlandschaft imstande, die notwendige moralische Anstrengung zur Wahrheit aufzubringen und diese langwierige Zerreißprobe zwischen dem Osten und Westen durch Vertrauen und Überzeugungskraft zu überbrücken? Die Antwort fällt wohl eher pessimistisch aus.

In allen diesen politischen und arbeitsmarktpolitischen Zusammenhängen artikulieren Frauen ihre Ansprüche – auch wenn sich diese mit den Anliegen der männlichen Kollegen decken, ist dies ein wichtiges Widerstandspotential Ostdeutscher.

(leicht überarbeitete Fassung des Beitrages „Irritation als Chance: Das Typische an der DDR war die DDR-Frau. Was ist aus ihr geworden?“, befindet sich in Drucklegung)



Petra Bläss

MdB „PDS/Linke Liste“

ANDFRAUEN OST –
STIEFKINDER
DER BONNER POLITIK

(Im folgenden Heft werden wir ausführlicher über die Landfrauen berichten – die Red.)

Deutscher Landfrauentag am 8. Juli 1993 – in der Kieler Ostseehalle haben sich fast 6000 Landfrauen versammelt. Mit der Illusion, dort ungeschminkte Wahrheiten über die Situation der auf dem Lande lebenden Frauen und knallharte Forderungen zu deren Verbesserung zu hören, bin ich nach meinen bisherigen Erfahrungen mit solcher Art Großveranstaltungen gar nicht erst hingefahren. Doch als eine, die sich seit zwei Jahren etwas intensiver mit der Lage von Landfrauen in den neuen Bundesländern befaßt, hat mich diese Jubelatmosphäre, die so ganz und gar nichts mit der Realität zu tun hat, einfach um-

FEMINISMUS INS PARLAMENT

gehauen: Sonntagsreden mit großen und schönen Worten hat für „unsere Landfrauen“, auf die wir ach so stolz sind, umjubelter Festvortrag des Ministerpräsidenten Biedenkopf zum Thema „Deutschland in der Mitte Europas – auf neue Herausforderungen Antwort finden!“ Auch für entsprechendes Ambiente war gesorgt: nach dem Motto „Erst das Fressen, dann die Moral!“ gab es statt politischen Informationsständen ausreichend Möglichkeiten, kulinarischen Bedürfnissen nachzukommen. Schunkelmusik und die vielen umher-schwirrenden Trachten taten ein übriges... Angesichts des Schicksals zehntausender Landfrauen im Osten Deutschlands, die mittlerweile um ihre Existenz bangen müssen, machte mich diese Augenauswischerei unheimlich wütend.

8 Monate benötigte die Bundesregierung, um meine Große Anfrage „Perspektiven von Frauen im ländlichen Raum in den neuen Bundesländern“ zu beantworten. In Erwartung gründlicher Recherchen wurde ich mit einem Ergebnis konfrontiert, das nicht nur mich enttäuschte. Auch die von mir zu Stellungnahmen gebetenen Fachfrauen aus der ostdeutschen Landwirtschaft waren bestürzt und empört darüber, wieviel Ignoranz und Unkenntnis es in Bonn gibt über ihre wirkliche Situation. Die Antwort der Bundesregierung zeichnet sich nicht nur dadurch aus, daß sie von Widersprüchen nur so strotzt. Immer da, wo es um die Erwerbssituation von Landfrauen und ihre geschlechtstypische Verdrängung bzw. Ausgrenzung vom ersten und auch vom zweiten Arbeitsmarkt geht, liegen der Bundesregierung keine statistischen Angaben und verwertbare konkrete Zahlen vor. Wenn ich darüber hinaus lese, wie oft

auf die Zuständigkeit von Ländern und Kommunen verwiesen wird, bestätigt mich das in der Auffassung, daß sich die Bundesregierung kaum für die Auswirkungen ihrer Wirtschaftspolitik, insbesondere der Agrarpolitik, auf die Frauen verantwortlich zu fühlen scheint. Eines der Hauptprobleme ist für mich dabei, daß massenweise Lebens- und Berufsbiographien von Frauen und damit ihre unter viel Mühen und großen Mehrfachbelastungen erbrachten Leistungen entwertet und diffamiert werden. So wird auf die Frage nach den beruflichen Perspektiven der Frauen aus der Landwirtschaft, die sich nicht auf die mehr als fragwürdige Wiedereinrichtung bäuerlicher Familienbetriebe einlassen wollen, mit einem Verweis auf ihr offensichtlich individuell kaum vorhandenes Qualifizierungspotential geantwortet. Grundlage dieser unzulässigen Verallgemeinerungen ist die vom Bundesfrauenministerium herausgegebene Expertise „Erwerbschancen für Frauen aus den landwirtschaftlichen Berufen und ländlichen Regionen in den neuen Bundesländern“, die entweder dilettantisch ausgewertet oder bewußt falsch interpretiert wurde. Die Behauptung der Bundesregierung, daß ein Viertel der arbeitslosen oder in ABM beschäftigten Frauen keinen Berufsabschluß habe und überwiegend als sogenannte Hand-Arbeitskräfte beschäftigt war, basiert auf nichtrepräsentativen Untersuchungen bzw. der unkritischen Wiedergabe politisch motivierter Klischees. Verschwiegen wird, daß mehr als zwei Drittel der Frauen ohne Berufsabschluß weit über vierzig Jahre alt sind. Frauen, die sich in Fortbildung und Umschulung befinden, wurden nicht mit einbezogen. Deshalb kann ich auch mit der Aussage über das geringe Interesse an den vorwiegend im

EDV- und bürotechnischen Bereich angebotenen Qualifizierungsmaßnahmen wenig anfangen. Warum wurde hier nicht auf die kritische Einschätzung in besagter Expertise Bezug genommen, nach der es nicht genügend Maßnahmen für Frauen aus der Landwirtschaft gibt, insbesondere solche, die sich an den Voraussetzungen und beruflichen Interessen, Wünschen und Fähigkeiten der Frauen mit landwirtschaftlicher Vorbildung orientieren? Diese wünschen nämlich vor allem handwerkliche Qualifizierung. Doch diese Qualifizierungsdomäne soll wohl nur Männern vorbehalten bleiben, wie es die von den Bildungsträgern offerierten Qualifizierungsabschlüsse belegen. Wenn die These aufgestellt wird, daß in weiten Teilen fast 70 % der Frauen keinen Führerschein haben, wird es ganz und gar abenteuerlich, ja unverschämt. Die „weiten Teile“, die die Bundesregierung zu dieser Schlußfolgerung für die gesamten neuen Bundesländer verleiteten, beziehen sich nicht auf die fünf Untersuchungsregionen der Expertise, sondern einzig und allein auf den Landkreis Nordhausen. 372 befragte ehemals in der Landwirtschaft arbeitende arbeitslose Frauen repräsentativ für über 300 000 Frauen zu nehmen, halte ich für äußerst fragwürdig.

Auch die als problematisch eingeschätzte Weiterbildungsbereitschaft, einschließlich der Begründung, daß viele Frauen keine Möglichkeit sehen, zum Zwecke der Umschulung ihren Wohnort zu verlassen, erscheint mir nicht nur recht simpel, sondern auch viel zu einseitig zu sein. Für die Mehrzahl der Ostfrauen war Weiterbildung selbstverständlicher Bestandteil ihrer Berufsbiographie, aktuelle Studien und Umfragen bestätigen die besonders hohe

FEMINISMUS INS PARLAMENT

Weiterbildungsbereitschaft der Frauen, die größtenteils stärker ist als die der Männer. Wieso soll das auf die Frauen aus der Landwirtschaft und den ländlichen Regionen der neuen Bundesländer nicht zutreffen? Bäuerinnen, Arbeiterinnen und Angestellte der ostdeutschen Landwirtschaftsbetriebe haben ihre berufliche Mobilität in ihrem Berufsleben mehr als einmal unter Beweis gestellt, und nur, wer wenig von den Landfrauen im Osten weiß, kann diese heute anmahnen. Sie verfügen über eine hohe Weiterbildungs- oder Umschulungsbereitschaft, die sie gewiß gern realisieren würden – wenn sie denn eine berufliche Perspektive hätten. Ich denke da an die Frauen, die es als Geschäftsführerinnen von landwirtschaftlichen Großbetrieben sehr schnell gezeigt haben, daß sie sich sehr wohl auch in der Marktwirtschaft zu behaupten wissen. Das beweisen aber auch nicht zuletzt die Frauen, die durch ihre engagierte Arbeit in den verschiedenen Projekten vielgestaltige Möglichkeiten alternativer Erwerbsarbeit für Frauen auch im ländlichen Raum entwickeln.

In der Landwirtschaft der neuen Bundesländer können Frauenarbeitsplätze nur dann erfolgreich langfristig erhalten werden, wenn die Agrarpolitiker bei der Ausgestaltung des Förderungsinstrumentariums stärker als bisher berücksichtigen, daß die übergroße Mehrheit der weiblichen Beschäftigten hier nicht in bäuerlichen Familienbetrieben, sondern freiwillig in Agrargenossenschaften und Kapitalgesellschaften arbeitet. Das bedeutet, daß die bisher in der Landwirtschaft angesiedelten Förderungsprogramme der Bundesregierung, die auf die bäuerliche Familie als Unternehmer und den landwirtschaftlichen Familienbetrieb mit durchschnittlich 30

ha landwirtschaftlicher Nutzfläche ausgerichtet sind, für die Beitrittsländer modifiziert werden müssen, weil sie die meisten Ostlandwirtinnen und -wirte deutlich benachteiligen. Die noch vorhandenen Frauenarbeitsplätze in der Landwirtschaft als oftmals einzige Erwerbsalternative im ländlichen Raum müssen durch die gleichberechtigte Förderung aller landwirtschaftlichen Betriebsformen langfristig gesichert werden.



J

INE RABE – FRAU, STEH AUF!

Die Broschüre über das Leben und den Widerstand kurdischer Frauen

Auszüge aus einem Folterbericht

Mein Name ist Huliye, ich bin im Augenblick 20 Jahre alt. Ich habe 5 Jahre die Grundschule besucht.

An einem Tag im April 1993 war ich mit meiner 15-jährigen Schwester allein zu Hause. Wir wurden von der Polizei überfallen und verhaftet. ... Wir wurden in ein Auto gebracht. Dort wurden uns die Augen verbunden, außerdem wurden wir geschlagen. Man brachte uns in die Polizeischule Cevik Kuvvet Merkezi, dort befindet sich im Erdgeschoß eine Folterzentrale, die eigens dafür eingerichtet ist. Im Auto wurden wir bedroht, man brächte uns jetzt zu den Soldaten, dort würden wir gefoltert und vergewal-

tigt, wenn wir nicht die richtigen Antworten geben...

Die Zellen sind schmutzig, voll Blut, Urin und Scheiße, dunkel, ohne Fenster, der Boden und die Wände sind naß, es gibt kein Bett, die Tür ist aus Metall. An der Tür ist ein kleines Loch für Luft. In der Zelle verüben sie einen Musik-Psychoterror, pausenlos werden über Lautsprecher Märsche und die Nationalhymne gespielt. Gleichzeitig werden 24 Stunden am Tag die Schreie der Gefolterten in die Zelle gespielt. Manche verbringen dort Monate...

Ich habe keine Ahnung, warum ich verhaftet wurde, die Polizisten hatten nicht einmal einen Hausdurchsuchungsbefehl...

Dann sagten sie mir alles, was ich gemacht haben soll: Ich hätte an Aktivitäten teilgenommen, mich bewaffnet und mich außerhalb der Stadt an Bombenanschlägen beteiligt. Ich sagte: „Nein, das habe ich nicht gemacht. Ich bin unschuldig.“ ...

Immer, wenn ich „Nein!“ gesagt habe, zogen mich zwei Männer an den Haaren in entgegengesetzte Richtung und beschimpften mich als Hure. Dann zogen sie mich splitternaht aus. Sie hängten mich zwei Stunden mit dem Armen nach hinten auf. Dabei wurde ich bewußtlos. Sie holten mich herunter und bespritzten mich aus einem Druckschlauch mit eiskaltem Wasser, damit ich wieder zu mir komme. Dann wurde ich wieder verhört, und ich sagte wieder „Nein, das habe ich nicht gemacht. Ich bin unschuldig.“ Daraufhin bespritzten sie mich wieder mit dem dicken Hochdruckschlauch. Ich weiß nicht, wie lange das gedauert hat, aber es kam mir vor wie eine halbe Stunde. Wenn sie das mit dem eiskalten Hochdruckwasser machen, wird man bewußtlos, die Arme



sind ganz lila, der ganze Blutkreislauf bricht zusammen, es ist, als ob der Kopf platzt. Viele Frauen bleiben danach gelähmt. Jedesmal, wenn ich von dem starken Wasserdruck hinfiel, schlugen sie mich mit dem Schlauch, bis ich wieder aufgestanden war. Als ich wieder bewusstlos wurde, brachten sie mich raus. Ich kam wieder in die Zelle, ganz nackt wie ich war ...

Bezug: Gini Pahlig, c/o GNN-Verlag, Czerninskistr.5, 10829 Berlin, 8,-DM



Christiane Baumann

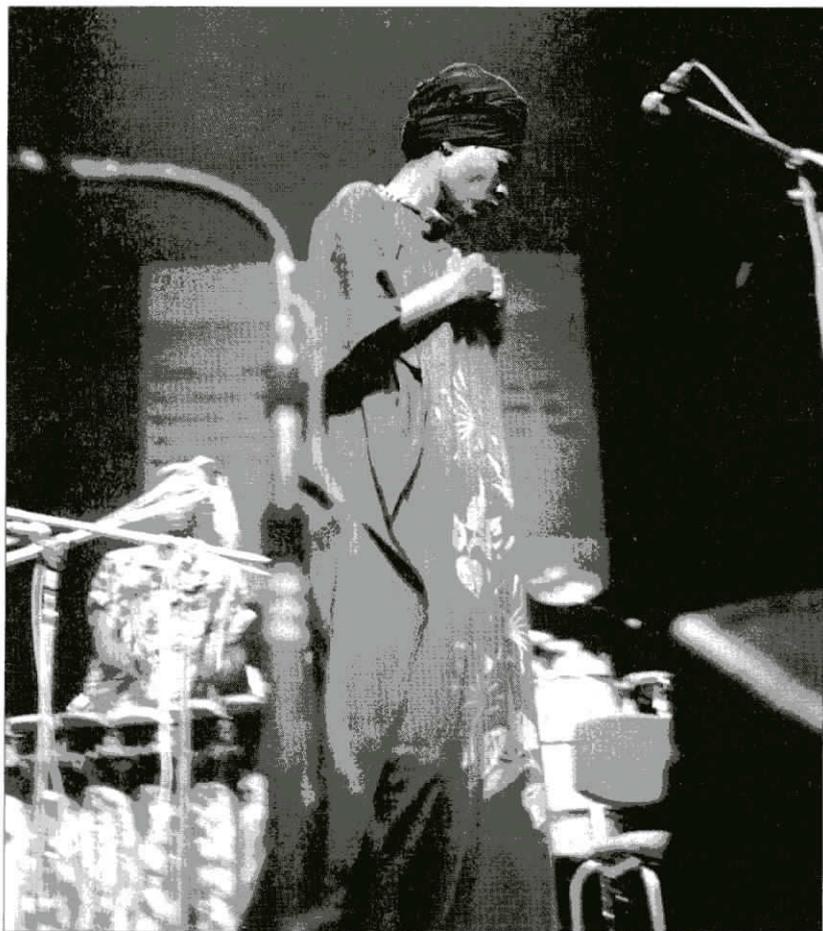
Germanistin

SCHON IMMER WOLLTE ICH
MANN UND FRAU
ZUGLEICH SEIN ...“

Dieser Wunsch von Audre Lorde – eine der wichtigsten Dichterinnen des schwarzen Amerika – steht am Beginn eines autobiografischen Buches, das 1986 im Orlanda-Frauenverlag erstmals auf deutsch erschien und seit diesem Frühjahr auch in einer Fischer-Taschenbuchausgabe zu haben ist. „Zami. Ein Leben unter Frauen“ ist ein Buch über die Wanderjahre Audre Lordes, in dem vom allmählichen Erwachsenwerden erzählt wird, von diesem Sich-Lösen aus Gegebenem und einem dämmernden Bewußtsein über das eigene Ich. Als Tochter westindischer Eltern aus Grenada ist die Autorin mit einem märchenhaft stilisierten Bild von dem fernen Zuhause aufgewachsen, das besonders von der Mutter wie ein

REZENSION

Damm gegen die Grunderfahrung, den allgegenwärtigen Rassismus, aufgebaut wurde. In den Erzählungen der Mutter gab es immer die Insel Carriacou, den wundersamen anderen Ort, der den Kindern eine schützende Fremdheit im Harlem der 40er Jahre erhalten sollte. Wenn z.B. Audre oder ihre beiden Schwestern auf der Straße von Weißen angespuckt wurden, erklärte die resolute Mutter dies zu einer Unsitte, die zufällig die vorbeigehenden Mädchen traf. Ihre Autorität ließ den Gedanken an eine gezielte Demütigung bei den Mädchen nicht aufkommen. Anders als ihre Mutter wird die heranwachsende Audre zunehmend und ganz selbstverständlich in der Realität von New York heimisch. Angezogen vom freieren Stil der Nachkriegskultur, entfremdet sie sich von den Traditionen der fernen, nie gesehenen Heimat. Die Distanz zur Mutter wächst. Und die einstmals bewunderte Stärke der Mutter, ihre strenge und bestimmte Art, mit der sie das Leben der Familie immer knapp über dem Existenzminimum aufrechtzuerhalten wußte, führt nun zum alltäglichen Kleinkrieg, in dem sich Mutter und Tochter als ungleiche Kontrahentinnen gegenüberstehen. Wo Disziplin und Härte die obersten Prinzipien sind, bleibt wenig Raum für Fantasie. Audre aber ist eigenwillig, fantasiebegabt und neugierig auf die Welt. Sehr anschaulich und in einer nüchtern-deutlichen Sprache beschreibt Audre Lorde, welche Energien es kostete, ein eigenes selbstbestimmtes Leben zu leben; von dem pummeligen, fast blinden Mädchen aus Harlem zu einer intelligenten, selbstbewußten und kämpferischen Frau zu werden. Wievielen Gefährdungen ihr Stolz und ihre Würde ausgesetzt waren, weil sie sich



anmaßte, vorhandene Rechte auch für sich in Anspruch zu nehmen, das ist für weiße, europäische Leserinnen, die Rassismus eher beobachten, als am eigenen Leib erleben, schwer vorstellbar. Allein diese Wissenslücke – Resultat eines eurozentristischen Denkens – wäre ein

Grund, das Buch zu lesen. Ein weiterer ist die eigentümliche Poesie. Sie ist sehr dem Alltäglichen verpflichtet und ähnelt hierin den Mythen über das ferne Westindien. Arbeit, harte körperliche Arbeit für den unmittelbaren Lebensunterhalt, spielt eine wesentliche Rolle. Ebenso die

Freundschafts- und Liebesbeziehungen zu Frauen, in denen Audre, mit siebzehn aus einem Zuhause fortgegangen, ein neues findet.

„Wir glaubten nicht nur an die Realität von der Solidarität unter Schwestern, an SISTERHOOD, jenes Wort, das zwei Jahrzehnte später so mißbraucht werden sollte, sondern wir versuchten sie auch in die Praxis umzusetzen, mit unterschiedlichen Ergebnissen. Wir mochten und umsorgten einander, manchmal mit mehr oder weniger Verständnis, ohne Rücksicht darauf, wer zur jeweiligen Zeit mit wem verwickelt war. Und es gab immer einen Schlafplatz und etwas zu essen und ein aufnahmewilliges Ohr für alle, die sich zu uns verirrt. Und immer war da eine, die dich anrief, um

die Selbstmordphantasien zu unterbrechen. Für den Alltagsgebrauch wird man eine bessere Definition von Freundschaft kaum finden.“

Obwohl „lesbische Frauen (...) in den fünfziger Jahren wahrscheinlich die einzigen schwarzen und weißen Frauen in New York (waren), die einen echten Versuch machten, miteinander zu kommunizieren“, ist auch dieser Raum nicht frei von Hierarchien und Konventionen, bleibt auch hier die Hautfarbe trennend. Ihre Heimat unter Frauen und als Schreibende hat Audre Lorde nicht einfach gefunden, sondern erkämpft und verteidigt. In den letzten dreizehn Jahren gegen eine tödliche Krankheit. „Zami“ bedeutet in der Sprache der westindischen Inseln Freundschaft und

Liebe unter Frauen. Die Verbindung zwischen den alten Mythen und den modernen der Gegenwart ist in diesem Buch sinnfällig: Erdachtes und Erlebtes wird erzählt, um den Träumen einen Namen und damit den Anfang einer Wirklichkeit zu geben. ♀

Dr. Hanna Behrend

Anglistin

F NTFREMEDETE VERBINDUNGEN.

RASSISMUS, ANTISEMITISMUS,
KLASSENUNTERDRÜCKUNG

Ika Hügel, Chris Lange, May Ayim, Ilona Bubeck, Gülsen Aktas, Dagmar Schultz (Hg.):

Das Buch hält, was im Vorwort versprochen wird, über Rassismus und Antisemitismus in der Frauenbewegung zu informieren, damit ethnische, religiöse und kulturelle Unterschiede zwischen in diesem Lande lebenden Frauen akzeptiert werden und Bündnisfähigkeit zustande kommt. Bemerkenswert: Betroffene kommen selbst zu Wort. Vielfältige Genres werden eingesetzt, u.a. Gedichte, Lebensberichte, ein Interview, Essays, Studien.

In dem Dialog-Interview, das Ika Hügel aufzeichnete, beschreiben zwei schwarze Deutsche, wie befreiend sie es empfanden, in der Initiative Schwarze Deutsche (ISD) eine politische Heimat zu finden, die ihnen von den „Mehrheitsdeutschen“ nicht gewährt wird. Diesen Begriff verwendet Gotlinde



Magiriba Lwanga in ihrem ausgezeichneten historischen Abriss über Staatsangehörigkeit, Bürgerinnenrechte und Verfassung (S. 260-272).

Auch vor den Toren deutscher Frauenhäuser machen rassistische Vorurteile nicht halt, berichtet Gülsen Aktas. Auch dort gibt es rassistisch motivierten „Terror untereinander und Machtkämpfe“ (S. 57).

Stella Benhavo setzt sich mit dem Problem der Mehrfachdiskriminierung von Menschen aufgrund ihrer verschiedenen Identitäten auseinander. Die Ausgrenzungspraktiken des deutschen Feminismus gegen den Mann als dem Feind bezeichnet sie als „Blockbildung“, d.h. „die gewollte Ignoranz gegenüber jeglichen Formen von Differenzierungen“ (S. 72), die zu einem unerträglichen Sektierertum führe. Maria Baader schildert ihre Erfahrungen mit der Selbstgerechtigkeit von spezifischer Diskriminierung Betroffenen, die jede produktive Auseinandersetzung mit auf andere Weise diskriminierten verhindere.

Chris Lange untersucht das christliche Kulturerbe daraufhin, wie weit durch christliche Säkularisation in Deutschland Vorurteile gegen andere Religionsgemeinschaften gefördert werden, die „die Zusammenarbeit mit christlichen, aber auch mit Frauen aus anderen Religionen beträchtlich behindern“ (S. 105). Das Herrschaftsprinzip „Teile und herrsche“ ist Gegenstand mehrerer Beiträge. Sheila Mysorekar zufolge werden Konflikte zwischen AfrikanerInnen und



land Vorurteile gegen andere Religionsgemeinschaften gefördert werden, die „die Zusammenarbeit mit christlichen, aber auch mit Frauen aus anderen Religionen beträchtlich behindern“ (S. 105). Das Herrschaftsprinzip „Teile und herrsche“ ist Gegenstand mehrerer Beiträge. Sheila Mysorekar zufolge werden Konflikte zwischen AfrikanerInnen und

AsiatInnen im Interesse der weißen Vorherrschaft in den betreffenden Ländern geschürt. Daß die Autorin pauschal von den Weißen als „dem gemeinsamen Gegner“ der in Europa oder den USA lebenden Schwarzen (S. 115) spricht, als hätte es nie Menschen wie Ruth First (? die Sätzerin) gegeben, zeigt, wie schwierig der Abbau von Vorurteilen ist. Kerstin Engelhardt sieht die deutschen Frauen in den Rollen der Kolonisatorinnen (in Namibia), der Unterstützerinnen des südafrikanischen Regimes, und heute als wirtschaftliche und sonstige Profiteurinnen des Nord-Süd-Gefälles. Helma Lutz betont, daß Rasse (wie Geschlecht) ein soziales Konstrukt ist und „verschiedene Gruppen oder Völker ... zur Rasse gemacht worden (sind), wenn die Kolonialmächte dies zur Legitimation von Ausbeutung und Unterdrückung benötigten“ (S. 143). Der Begriff der Rasse sei neuerdings durch den Begriff der Kultur ersetzt worden, der nicht mehr biologisiert, sondern über kulturelle Andersartigkeit die „Minderwertigkeit“ der Fremden behauptet. Dagegen erhellt der Beitrag von Lwanga, daß die deutsche Verfassungsgeschichte immer noch von völkischer Blutsverwandtschaft der StaatsbürgerInnen ausgeht. Die Blutsverwandtschaftsmystik verbindet sich mit Frauendiskriminierung und führt dazu, daß „von Selbstbestimmung keine Rede“ ist, wie Chong-Sook Kang in einem Beitrag über Frauen im AusländerInnen- und Asylrecht nachweist. So sind nachgeholte Ehefrauen, im Sextourismus in der Dritten Welt beschaffte Ehefrauen und Prostituierte völlig rechtlos. Das erhärtet auch Gülsen Aktas' Protokoll über von Abschiebung bedrohte ausländische Frauen. Dagmar Schultz meint, weiße Frauen müßten ihre Privilegien nutzen, um sich

einzumischen und die alten, auch über die Sprache vermittelten Unterdrückungsmuster aufzubrechen. Sie müßten lernen, mit den vorhandenen Unterschieden konstruktiv umzugehen, um zu Bündnissen zu gelangen. Dies sei auch für die weißen Frauen eine Überlebensfrage (S. 186).

Der deutsche Einigungsprozeß wird in dem Band hauptsächlich von westlichen Frauen abgehandelt. Audre Lorde fragt, „wer zahlt den Preis für ihre (der Skinheads') Desillusion?“ Die Westberlinerin May Ayim artikuliert die durch die deutsche Einheit gewachsenen Ängste Schwarzer Frauen, da doch „die offene Gewalt auf der Straße... in Einklang (steht) mit den Worten führender PolitikerInnen und ... teils deren praktische Umsetzung (ist)“ (S. 219). Für die Südafrikanerin Sthebe Nobuso ist „Ost- oder Westdeutschland ... kein großer Unterschied“ (S. 224). Die einzige schwarze Ostdeutsche Gabriela Willbold beklagt, daß ostdeutsch/schwarz „heißt stillsein/stillhalten/unerwünscht sein“ weil „es so deutsch ist im Kaltland“ (S. 234).

Daß auch sehr viele ostdeutsche Weiße zum stillsein/stillhalten/unerwünscht sein verurteilt sind, wird nicht thematisiert.

Nur Christina Thürmer-Rohr behandelt das Thema des Buches so umfassend, daß keine Gruppe von heute in Deutschland Diskriminierten außen vor bleibt. Sie spricht von den „tiefen Fremdheiten und Trennungen“ zwischen Frauen West und Frauen Ost, von „der Lustlosigkeit, die Verständnisschwierigkeiten zu überwinden, der Kraftlosigkeit, eine politische Kooperation zu versuchen, die anderen Positionen ernst zu nehmen, ... sie als Ausdruck des Lebens unter ganz anderen

gesellschaftlichen Bedingungen verstehen zu wollen“ (S. 192).

In ihrer Analyse der Welt „des Westens, der jetzt Norden ist“ (S. 194), in der wir in einer Republik leben, „die ihren finanziellen Beitrag zum (Golf-)Krieg tapfer geleistet hat und beim nachfolgenden Profit nicht leer ausgehen wird“, (S. 194) erläutert sie, daß alle, die in der Ersten Welt leben, sich nolens volens auf der Täterseite befinden.

Nur die „innerkulturelle Kritik als Kernstück west-feministischer Arbeit (...) könnte zu einer entscheidenden Brücke zu Frauen aus „Dritte-Welt-Ländern“ und schwarzen Frauen hier werden, nämlich dann, wenn sie nicht nur die Männerherrschaft angriffe, die gegen weiße Frauen im eigenen Land oder gegen die eigene Person gerichtet ist, sondern ebenso den Herrschaftsanspruch, den die eigene Kultur in die Welt trug und trägt, mit Rassismus und Antisemitismus, mit Raubbau und Landnahme, mit Waffen und Geld, mit neuen Technologien und alten Ideologien, eine Herrschaft, die das materielle Elend der „Dritten Welt“ und das geistige Elend im Westen unablässig vermehrt und beschleunigt“ (S. 198).

Die Autorin fordert uns heraus, das „totalitäre Prinzipien denken, nach dem jede einzelne Frau ... ausschließlich gleichgesetzt wird ... mit der einen Seite der jeweiligen großen Gegensätze“ zu beenden. „Diese Zuordnungen (...) sprechen uns ab, vom Unrecht außerhalb des eigenen Gesichtsfelds erschütterbar zu sein.“ Dieses Denken erhöht vielmehr „die Gefahr, (...) uns tatsächlich zu dem zu machen, was wir nach dieser totalitären Sicht sind: ganz und gar verachtet durch Herrschaftsteilhabe“ (S. 203).



WEN INTERESSIEREN

DIE ALTEN GESCHICHTEN NOCH?

Dr. Therese Hörnigk

Literaturwissenschaftlerin

„Wie lange ist es her, daß ich keine vertraulichen und vertrauten Briefe mehr geschrieben hatte. Daß ich zwingen mußte, überhaupt zu schreiben./.../ Wann ahnte die Zeit der Als – ob Briefe begonnen – als ich mich entschlossen hatte, zu schreiben, als ob niemand mitläse; als ob ich unbefangen, als ob ich vertraulich schreibe. Nur so viel wußte ich: Für spontane Briefe war ich verdorben, und die Verbindung zu entfernt wohnenden Briefpartnern trocknete aus.“ Das ist das Fazit der Erzählerin „Was bleibt“, Christa Wolfs 1990 erschienener Erzählung, die Überwachung, Wahrnehmungsängsten und blockierten Gefühlen handelt.

Kürzlich ist ein Buch erschienen, das in unmittelbarem Zusammenhang mit dieser Selbstreflexion steht. „Sei gegrüßt und lebe“ ist der Titel des unlängst durch Angela Drescher beim Aufbau – Verlag edierten, sparsam und sorgfältig kommentierten Bandes, der uns den Briefwechsel zwischen Christa Wolf und Brigitte Reimann zugänglich macht, die sich seit einer gemeinsamen Moskareise 1963 lose angefreundet hatten. Was wir in ihm auf 185 Seiten zu lesen bekommen, ist das ebenso aufregende wie anrührende Dokument einer sich langsam intensivierenden Beziehung der in Temperament und Mentalität so verschiedenen Frauen, deren Zuneigung

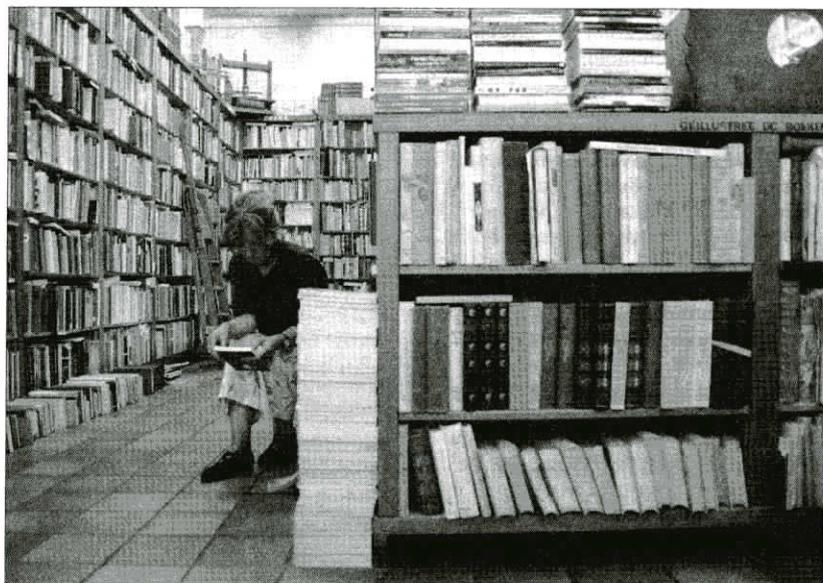
zueinander gerade aus der Faszination dieser Differenz erwuchs. Ihre Korrespondenz aus den Jahren 1964 bis 1973 vermittelt Einblicke in persönliche Freuden und Sorgen, berührt Alltägliches und gibt ein Panorama konfliktreicher Lebenszeit. Vermutlich wird es – ähnlich wie Strittmatters „Laden“ – zu einem Bestseller vor allem in den neuen Bundesländern werden, denn es bezieht sich auf einen Erlebnisraum, der entweder beinahe schon versunken, oder im veröffentlichten Bewußtsein nur noch als „zu bewältigende“ oder „aufzuarbeitende DDR – Vergangenheit“ präsent ist. Durch den subjektiven Blickwinkel der beiden Autorinnen werden Ereignisse, Personen, Lebensprobleme wieder lebendig, taucht die Erinnerung an Wünsche und Hoffnungen, an Freuden und Enttäuschungen auf. Wiedererkennungseffekte stellen sich bei jenen ein, die mit Klima, Zeit und Leuten damals vertraut waren, Aha-Effekte für Nachgeborene, die sich für erzählte Geschichte interessieren. Das Buch vermittelt Einblicke in Privates, ohne daß sich LeserInnen als VoyerInnen empfinden müßten.

Es ist zu lesen von bescheidenen Freuden des Alltags, zu denen zählen „/.../ mit einem Freund Mahalia Jackson anhören“, „verbotene Bücher“ mit der Hand abschreiben oder von ständigem Herumplagen mit landesüblichen Konflikten, von Erfolgen und Niederlagen, Gängelung und Bevormundung, hausgemachten Provizbosheiten. 1971 berichtet Christa Wolfs Freundin: „In Berlin steht man zur Zeit an nach: Äpfeln, Knautschlactaschen, Karten zum `Faust`“. Der Lebensanspruch nimmt sich bescheiden aus: „Zu leben und möglichst nicht mehr gegen den eigenen Strich zu leben, das heißt zu arbe-

ten und ein paar Leute daran teilhaben zu lassen ...“ Jede der beiden Frauen versucht, auf ihre Art dieser Maxime zu folgen.

Der briefliche Gedankenaustausch beginnt beinahe angelegentlich mit einander zugesandten Grußworten. Er inten-

staltet, obgleich sich noch einige Leute /.../ mit Wiederbelebungsversuchen abplagen.“ Diese Briefe sind Dokumente einer mit Solidarität und Offenheit beschreibbaren Haltung von Frauen in einer geschlossenen Gesellschaft, der sie sich verbunden fühlen und an der sie



siviert sich deutlich erst nach dem Einmarsch der „Bruder-Armeen“ in die zu Reformen des erstarrten Sozialismus entschlossene CSSR im August 1968. „Wann, zum Teufel, ist der richtige Zeitpunkt, auf einen offenen Brunnen hinzuweisen? fragt Brigitte Reimann rhetorisch, denn sie weiß die Antwort längst: „Leider ist das Kind inzwischen ertrunken, hat jedenfalls zuviel Wasser geschluckt, und wird vielleicht, wahrscheinlich in aller Stille demnächst be-

leiden. Hölderlins Bild vom Fremdsein im eigenen Haus scheint zuweilen durch die Zeilen. Subversivität ist als Metatext ebenso präsent wie das Bewußtsein längst verinnerlichter Selbstzensur. Brigitte Reimanns Kommentare zu Person und Werk der verehrten Freundin sind analytisch klar und kritisch, ihr Urteil über politische Verhältnisse und Verhalten von Leuten von einer selten erlebten inneren Freiheit. Beindruckend aber auch, wie Christa

Wolf im Laufe der Zeit auf den Rollenwechsel eingeht, die Position der mütterlichen Ratgeberin verläßt und sich einläßt auf eine, die Rat annimmt. Die in Charakter, Talent und persönlichem Lebenskonzept so unterschiedlichen Frauen sprechen von ihren Sorgen, Ängsten und Träumen und einem Leben „ohne Haut“. Berührend ist das Einfühlungsvermögen Christa Wolfs in die Situation der Kranken, die süchtig ist nach Leben. Brigitte Reimann ist die Unge-stüme, die sich nicht scheut, Unsicherheiten einzugestehen. Zwischen extremen Stimmungen sucht sie die Nähe zu Aussteigern verschiedenster Art, am wohlsten fühlt sie sich unter den „Gespenstern und Verrückten“. Christa Wolf, längst zur literarischen Instanz avanciert, eingebunden in familiäre und politische Verpflichtungen, ist voller Sympathie für die Eskapaden der Freundin und gleichzeitig besorgt um die Gefahren solcher an Raubbau grenzenden Existenzweise. Brigitte Reimann, die Unkonventionelle und Lebens-süchtige, gestraft mit der „Krebserei“, wie sie die sie langsam zerstörende Krankheit sarkastisch bezeichnet, stirbt vierzig-jährig – bis zuletzt sich aufreibend, aber auch Lebensmut schöpfend aus der Arbeit an ihrem Buchmanuskript „Franziska Linkerhand“ – als sich Christa Wolf gerade mit „Nachdenken über Christa T.“ in das Buch der Weltliteratur eingeschrieben hatte. Öffentlich gerügt wegen des vermeintlichen Pessimismus von „Nachdenken über Christa T.“, vermag sie ihre Leiderfahrung zunehmend in schriftstellerische Produktivität umzusetzen; der Roman „Kindheitsmuster“ nimmt zur gleichen Zeit langsam Konturen an. Spürbar ist das Bemühen „schreibend über die Dinge zu kommen“ und damit anzugehen gegen ein

ständig vorhandenes Gefühl von Vergeblichkeit. Was bleibt, ist ein Funken Hoffnung in der Tristesse des Alltags, daß sich die Vernunft am Ende durchsetzen werde in einer Gesellschaft, die angetreten war mit dem Versprechen humanistischer Alternative –.

„Wer fragt später nach uns? Vermessener Gedanke“, heißt es in einem Brief aus dem Jahre 1969 von Christa Wolf an die Freundin. „Ich habe oft gesagt, daß es über unsere Zeit später leider keine Briefliteratur geben wird, weil kein Mensch mehr Briefe schreibt, aus mehreren Gründen: Mitteilungen, Anfragen, Proteste – das ja. Aber einen richtigen Brief? Kann man sich denn auf irgendeinen Briefpartner verlassen?“

Man konnte und man kann es noch immer, denke ich, nicht zuletzt ermutigt durch dieses „Zeugnis einer Freundschaft in Briefen“.

(erschienen im Aufbau-Verlag) ♀



DEFRA

„Adefra“ e.V. ist ein Zusammenschluß Afro-deutscher/schwarzer Frauen. Durch die gemeinsame Arbeit an dem Buch „Farbe bekennen – Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte“ fanden bundesweit regelmäßige Treffen statt. Aus „Adefra“ entwickelte sich auch die Initiative Schwarze Deutsche/Schwarze in Deutschland (ISD), in der

Frauen und Männer zusammenarbeiten.

Wir sind Schwarze Frauen, die meist in der BRD und ehemaligen DDR – heute zusammen wieder bezeichnet als Deutschland – geboren und /oder aufgewachsen sind. Unsere Lebensrealität wird wesentlich dadurch bestimmt, daß wir sowohl Schwarze als auch Frauen sind und oft in weißen sozialen Bezügen leben ohne Background einer schwarzen Gemeinschaft.

„Adefra“ setzt sich ein für den Abbau von Vorurteilen, Diskriminierung, Rassismus und Sexismus. Wir wollen dazu beitragen, rassistische Strukturen, Stereotypen und Verhaltensweisen im Alltag, in Institutionen, den Medien und der Gesetzgebung aufzudecken und zu verändern. Wir wollen als Teil der bundesrepublikanischen Gesellschaft wahrgenommen und anerkannt werden. Wir wollen die Auseinandersetzung mit dem Teil der deutschen Geschichte und Politik, der Schwarze Menschen betrifft. Wir wollen zeigen, daß die Schwarze Frauenbewegung eigene Erfahrungen, Wertvorstellungen und Zielvorstellungen hat, die auf der Notwendigkeit eigener Überlebensstrategien basieren. Wir wollen ein Forum sein für Afro-deutsche/Schwarze Frauen, in dem wir -uns mit Schwarzer Geschichte und Kultur auseinandersetzen

- gemeinsam Stärke entwickeln für unseren Schwarzen feministischen Kampf
- unser Schwarzes Bewußtsein und unsere Identität entwickeln und stärken in dieser weißen Gesellschaft
- uns mit unseren Unterschieden auseinandersetzen: Alter, Sozialisation, Herkunft, Lebensform, Lesben, Interessen, Beruf etc.

ADEFRA nimmt teil und (mit-)veranstaltet regionale, bundesweite und in-

ternationale Treffen mit und für Afro-deutsche/Schwarze Frauen. Dazu gehören auch:

- Seminare, Tagungen, Workshops, Ausstellungen, Vorträge, Informationsreisen und sonstige Veranstaltungen
 - Herausgabe und Unterstützung von Publikationen in verschiedenen Medien
 - Einrichtung und Koordination von Arbeitskreisen
 - kulturelle Angebote
 - Informations- und Diskussionsaustausch
 - Zusammenarbeit mit anderen Organisationen und Initiativen, die die gleichen Interessen vertreten
 - Aufbau einer Bibliothek und eines Archivs
- geplant sind:
- Kinder- und Jugendarbeit
 - Hilfs- und Beratungsangebote
 - Aufbau eines Zentrums für Afro-Deutsche/Schwarze Deutsche als Informations- und Kontaktstelle



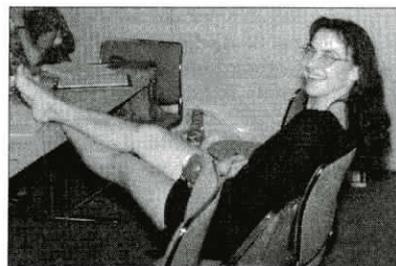
Kontakt:
ADEFRA, c/o kofra, Baldestr. 8, 80469
München, Tel. 089/201 36 26,
Fax 089/202 27 47



218

Ulrike Bagger

Bibliothekarin, UFV Berlin



Ich habe lange überlegt, ob ich mich hier äußere.

Was könnte ich noch sagen, was nicht schon längst und oft gesagt worden ist. Ich habe auch überlegt, ob ich noch an Aktionen gegen den §218 teilnehme. Denn wieviel habe ich – und nicht nur ich – schon gegen diesen unsäglichen Paragraphen demonstriert. Ich wollte mich nicht mehr mit dem Paragraphen beschäftigen, den Männer gegen Frauen sich ausgedacht haben. Ein wesentlicher Teil von Energie und Zeit wird damit gebunden, die ich auch für anderes verwenden könnte.

Doch als ich das Karlsruher Urteil hörte, hatte ich den Wunsch: raus auf die Straße, meinen Protest und meine Wut zeigen und vor allem nicht alleine sein damit.

Das Urteil ist Gewalt gegen Frauen. Die Rechtspflicht zur Austragung einer Schwangerschaft ist politische Vergewaltigung. Die Beratung ist keine Beratung mehr, sondern eine Zwangsbelehrung mit Meldepflicht und damit Gewalt.

Die Regelung, daß Abbrüche bei sozialer Notlage nicht mehr von Krankenkassen finanziert werden, wird Frauen nötigen, sich Geld zu beschaffen oder illegal abzutreiben und Nötigung ist Gewalt. Das Urteil empfinde ich als zutiefst entwürdigend.

Dem befruchteten Ei sind eigene Persönlichkeitsrechte zugeschrieben, die höher gestellt werden als z.B. meine Persönlichkeit mit 32 Jahren Leben. Eigentlich aber ist das Urteil von Karlsruhe zum Paragraphen 218 nur folgerichtig.

Schon der Wahlsieg der konservativen Allianz für Deutschland im März 1990 war gleichbedeutend mit dem Verlust der Vision einer frauengerechten Gestaltbarkeit der Gesellschaft. Mit der Abwicklung der DDR begann die Abwicklung von Frauenrechten in Ost und West. Mit erzwungener Arbeitslosigkeit durch massenhafte Vernichtung von Arbeitsplätzen verloren DDR-Frauen die erste wesentliche Freiheit: ihre ökonomische Unabhängigkeit vom Mann.

Mit dem Karlsruher Urteil verloren DDR-Frauen die zweite wesentliche Freiheit, nämlich selbstentscheidend, ohne Zwangsbelehrung, unabhängig von ihren finanziellen Verhältnissen und damit risikoarm eine ungewollte Schwangerschaft abbrechen zu können. Das Urteil ist der Versuch, Frauen zu disziplinieren und insbesondere Ostfrauen in Schranken zu weisen, ihnen z.B. ihren ungebrochenen Drang nach Erwerbstätigkeit endlich auszutreiben. Dieses Urteil ist nach meinem Empfin-

den für Frauen ein Rückschritt sondergleichen.

Aber es geht nicht nur um die Abtreibung an sich. Das Urteil ist Ausdruck des HERRschenden Zeitgeistes, nämlich das Recht weniger, über viele bestimmen zu können.

Im Falle des §218 haben gar nur 8 Menschen sich über die Meinung der Bevölkerungsmehrheit und des Parlamentes hinweggesetzt.

Und das Bundesverfassungsgericht hat die Erfahrungen der DDR-Frauen mit der Fristenregelung, die verantwortlich damit umgegangen sind, schlichtweg nicht zur Kenntnis genommen.

Das ist Demokratie?

Das ist ein Schritt in Richtung Diktatur. Was aber jetzt tun?

Auf keinen Fall das Urteil als höhere Gewalt hinnehmen.

Zum einen gilt es, die wenigen Spielräume, die das Urteil bietet, im Sinne von Frauen auszubauen. Dazu gehört z.B. die Schaffung eines pluralistischen Beratungsangebotes, die Schaffung ambulanter Abbruchmöglichkeiten und die Finanzierung durch die Krankenkassen. Zum zweiten ist das Selbstbestimmungsrecht der Frau über ihren Körper in die Verfassung aufzunehmen.

Zum dritten ist das Bundesverfassungsgericht neu zu besetzen und zwar Ost-West-quotiert und Frauen müssen entsprechend ihrem Bevölkerungsanteil vertreten sein.

Und Frauen sollten die Macht, die sie haben, nutzen. Das heißt z.B. bei den nächsten Wahlen an das Karlsruher Urteil denken und erinnern, wer dies initiiert hat und entsprechend die Stimmen verteilen.

Das Karlsruher Urteil zeigt:

Kompromisse nutzen nichts, Maximalforderungen sind nötig.

Deshalb ersatzlose Streichung des §218 und Frauenstreik am 8.März 1994.

Nirgendwo sonst greift der Staat derart ein wie hier in das Leben der Frauen. Nicht bei Rechtsextremismus und Gewalt, nicht bei Wirtschaftsförderung zugunsten von Frauen. Ein Gleichstellungsgesetz, das für Frauen tatsächlich einen Fortschritt bringt, geht schon gar nicht.

Es steckt also sehr wohl Methode hinter dem Wahnsinn, Frauen zu Gebärmaschinen zu machen, sie in Abhängigkeiten zu bringen, die sie nicht wollen und sie an Kinder, Küche und sicher bald wieder Kirche zu binden.

Ich möchte noch auf drei Aspekte aufmerksam machen, die mich besonders im Zusammenhang mit dem Karlsruher Urteil sehr beunruhigen.

Gerade hörte ich, daß Kontrollen an den Grenzen zwischen den EG-Ländern so gut wie nicht mehr stattfinden sollen. Heißt das, daß Frauen aus diesem Land hier ungehindert nach Holland fahren können, um dort ggf. abzutreiben? Wozu dann ein solch restriktives Urteil, das weiße deutsche Frauen zum Gebären zwingen will?

Also entweder wird Holland bald ähnlich rückschrittliche Abtreibungsregelungen haben oder Frauen hier werden stark überwacht und auf subtile Weise fertig gemacht werden.

Etwas anderes: China scheint auf der zur Zeit stattfindenden UNO-Menschenrechtskonferenz mit den Ton anzugeben. Zunächst wurde auf Drängen Chinas dem Dalai Lama der Zutritt verweigert. Jetzt hat China dafür gesorgt, daß die Nichtstaatlichen Organisationen von

der Erarbeitung des Schlußdokuments ausgeschlossen sind. Desweiteren beharrt der stellv. chinesische Außenminister darauf, daß sich der Einzelne dem Staat unterzuordnen habe und das Menschenrechte nicht universell sind. Das heißt auch: keine Einmischung in die inneren Angelegenheiten anderer Länder, das heißt, Verfolgten und Gedeemütigten keine Hilfe und kein Asyl geben zu müssen. Paßt prima zur Entwicklung in diesem Land hier. Heißt das also, daß die Geschehnisse von 1989? auf dem Platz des Himmlischen Friedens, wegen denen China ja wohl am Pranger stand, jetzt schon salonfähig und die nähere Zukunft Europas sind?

Ein drittes: Fast zeitgleich mit der Verkündung des Karlsruher Urteils gibt der Papst – wie ich hörte, endlich und sehr wegweisend – den neuen Katechismus, die Handlungs- und Glaubensrichtlinien für die katholische Kirche heraus. Die Deutsche Bischofskonferenz wird eine Ergänzung erscheinen lassen. Der neue Katechismus wurde von Männern und nur von Männern gemacht und sieht nach wie vor keine Frauen in Amt und Würden vor.

Im Falle der Abtreibung wird wie im Karlsruher Urteil auch hier von Tötung gesprochen und das Embryo wie eine Person behandelt, d.h. da es die schwächste Person überhaupt ist, muß Embryo besonders geschützt werden. Während Abtreibung ein schweres Vergehen, eine Schändlichkeit ist, stehen Genmanipulationen nur im Gegensatz zur personalen Würde des menschlichen Wesens. Hier gehen Staat und Katholische Kirche in einer Weise konform, die mich zutiefst erschreckt. Ich glaube, die Folgen sind noch nicht ganz

absehbar und ich will lieber noch nicht von zukünftigen „Hexen“verfolgungen sprechen.

Ich weiß, sieht alles etwas weit hergeholt aus. Aber wir leben ja hier nicht isoliert und im luftleeren Raum. Gesellschaftspolitische Prozesse finden in der ganzen Welt statt.

Die Einrichtung der Frauenkasse, zugunsten von Frauen, die eine Abtreibung nicht bezahlen können, ist dringend notwendig. Auch wenn es sehr nach Arrangement mit den Gegebenheiten aussieht, muß verhindert werden, daß Frauen wieder in Hinterzimmern an unsachgemäßen Abtreibungen sterben. Und wir müssen auch den abtreibenden Ärztinnen und Ärzten den Rücken stärken und für sie eine Kasse einrichten, um ggf. ihre Strafe zu bezahlen. Denn was nützt eine Million in der Frauenkasse, wenn keine Ärztinnen und Ärzte mehr einen Abbruch durchführen. Also neben der Frauenkasse noch eine Kasse für abtreibende Ärztinnen und Ärzte.

Möglich ist aber auch: kein Sex mehr mit Männern oder nur bei Zahlung einer Kaution seitens des Mannes, damit ich ggf. die Abtreibung zahlen und mir einen Babysitter für meine schon geborenen Kinder besorgen kann.



DIE IDEE

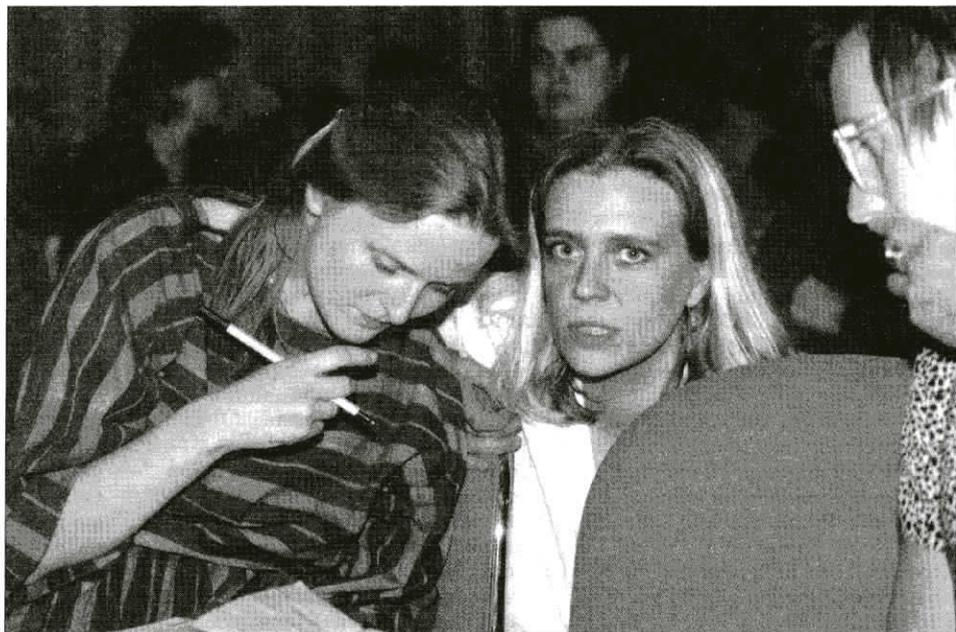
Ulrike Bagger

*Berliner Büro des Unabhängigen
Frauenverbandes e.V.*

für den 5.Kongreß des Unabhängigen Frauenverbandes vom 4. bis 6.Juni 1993 wurde unmittelbar nach dem 4.UFV-Kongreß im Oktober '93 geboren. Dieser Kongreß war zwar auch gut, aber ziemlich unpolitisch. Die Länderberichte klangen nicht gerade optimistisch, was

die UFV-Arbeit betraf und nicht nur die Zeitungsartikel hatten den Tenor „UFV in der Sinnkrise“. Dennoch verlangte dieser Kongreß eine Fortsetzung, um die Gedanken, die nur andiskutiert werden konnten, nicht im Sande verlaufen zu lassen.

Also setzten sich einige Berliner UFV-Frauen (ich war auch dabei) zusammen, um genau aufzuschreiben, was sich wie seit der Gründung des UFV im Dezember '89 verändert hat; in welcher politischen Landschaft der UFV wie steht; was der UFV Frauen anbieten kann, was sie nicht auch woanders kriegen und machen können; welche Arbeitsformen gefunden werden können, die Frauen ansprechen, sie dabei halten und auch noch Spaß machen ... Wir trafen uns



unter dem Motto „genug gejammert“, was sich ja auch erfreulicher Weise auf dem gesamten 5. UFV-Kongreß widerspiegelte. Die davor gegründete Berliner Arbeitsgruppe „Alles Flaute oder was?“ hatte sich zunächst vorgenommen, d a s Grundsatzpapier zu entwickeln, welches auf dem Kongreß als ein vielleicht neues UFV-Programm hätte ausgearbeitet werden können. Wir hatten aber letztendlich mehr Fragen als Antworten, einiges konnten wir konstatieren, wie im Referat unserer Arbeitsgruppe nachzulesen ist. (Im übrigen spiegelt sich in dem Referat wirklich nur ein Bruchteil dessen wider, was wir so alles überlegt haben. Und viele Gedanken sind noch nicht zu Ende gedacht, Diskussionsstoff innerhalb des UFV gibt es mehr als genug.)

Für mein Empfinden herrschte nicht diese unproduktive Nun-erzählt-uns-mal-was-Atmosphäre. Das habe ich z.B. deutlich in der Arbeitsgruppe zum Paragraph 218 gespürt: in vielen Städten waren schon Aktionen gegen das schändliche Karlsruher Urteil geplant, da bedurfte es keiner „zentralen“ Stelle, die sagte „Nun macht mal was“. Beim Thema Frauenstreik hörten natürlich alle der Schweizerin Margit Geiser, (die Schweizerinnen hatten 1991 ihren Frauenstreik organisiert), aufmerksam zu, aber auch hier war klar, daß der FrauenStreikTag nur stattfinden wird, wenn jede einzelne selbst etwas dafür tut.

Ehrlich gesagt, war ich über die vielen, vielen Frauen, die gekommen waren, überrascht und natürlich sehr erfreut. Genausogut hätte es auch der letzte UFV-Kongreß sein können. Es war zuvor für mich nicht deutlich, welche Stellung der UFV bei Frauen hat, die nicht permanent für und in ihm arbeiten. Der



UFV ist auch nach dem 5. Kongreß keine Massenorganisation, aber er ist erstaunlich stabil und außerdem gehen Veränderungen immer (oder zumindest oft) von Minderheiten aus.

Dies war ein Empfindungsbericht von einer, die den Kongreß mit vorbereitet hat und die froh ist, dies getan zu haben.

Demnächst wird eine Dokumentation über den Kongreß erscheinen, in der folgende Schwerpunkte mit Referat und Koreferat zu finden sind: (die Red.)

* „Frauenbewegung West: In den Wechseljahren?!“

* „Frauenbewegung Ost: Zwischen Jetzt erst recht und nie wieder“

* „Wieviel Politik verträgt die Frauenbewegung?“

* „Gleichstellungsgesetze – Alibi oder positive Effekte“

* „Frauenpolitische Runde Tische – ein alternatives Politikmodell?“

* „Die Bündnisfrage – Frauen zwischen Autonomie und Kompromiß“

* „Frauenprojekte – der Widerspenstigen Zähmung?!“

* „Frauennetze – verbindend und trennend zugleich“

* „Frauen in die Parlamente – Ja. Und dann?“

* „Frauen auf der Suche nach neuen Aktionsformen“

* „Quotierung – das derzeit einzig effektive Instrument oder Krücke?“

* „Paragraph 218“

* „Frauenstreiktag 8. März 1994“

* Politische Beschlüsse und Resolutionen

Bezug: Unabhängiger Frauenverband e.V., Friedrichstr. 165, 10117 Berlin
Die Portokosten müssen übernommen werden! ♀

IHR AN EUCH

ANMERKUNGEN ZU DEM BEITRAG
VON CHRISTINA SCHENK,
WEIBBLICK HEFT 12/93,
FEMINISMUS WOHN, S. 3

Sehr geehrte Frau Schenk!

Nicht die Feminismus-Debatte, die Diskussion zu den Begriff Feminismus noch deren Geschichte ist das, auf was ich eingehen möchte, sondern auf die Art und Weise Ihres Angriffes auf den Beitrag von Frau Eva Schäfer.

Geht es Ihnen um Debatte oder Zurechtweisung, was fataler Weise unter Gewalt in der Sprache fallen würde. Diese Herangehensweise wäre m.E. nicht günstig für weitere Debatten.

Fachliche Kompetenz Frau Schenk? Kompetenz zu verstehen als sachliche Zuständigkeit eines Menschens bei der Lösung von Problemen und als soziale Kategorie für den Umgang mit Menschen? Die Verfügbarkeit von Kenntnissen und Fertigkeiten, Wissensaneignung auf einem bestimmten Gebiet mit dem Anliegen, Macht über Menschen zu erlangen? Oder zum Zwecke einer erfolgreichen Bewältigung von Aufgaben, Problemsituationen bis hin zu anregenden Problemdiskussionen?

Sie, Frau Schenk, hatten als Physikerin ihre Möglichkeiten/Gelegenheiten und auch die Voraussetzungen auf akademischen Weg sich fachliche Kompetenz

auf dem Gebiete der Methodik, der Analytik, wenn auch zu physikalischen Problemstellungen, zu erarbeiten, so wie so manche andere Frau sich fachliche Kompetenz auf dem von ihr gewählten Gebiet erarbeiten wird.

Unabhängig davon darf sie natürlich schon vor Erreichen der fachlichen Kompetenz – wer setzt das Maß an? – uns ihren Weg vorstellen, ebenso ihre Fragen.

Und sie darf m.E. sich fachliche Kompetenz mit dem ihr gegebenen Tempo und nicht mit einem Tempo, daß ihr von außen aufgetragen wird, erreichen, so daß das Erarbeiten von fachlicher Kompetenz sogar noch Spaß, Freude, Genuß etc. bereiten könnte.

Und was die so verpönte Utopie anbelangt, als aus meiner Sicht humanitäre, mögliche zukunfts“trächtige“ Struktur im Interesse so vieler Menschen wie möglich, könnte ich mir als produktive Bereicherung im Nachdenken auf den langen Weg zu dem Ziel, menschenwürdiger, gewaltfreie Bedingungen für die Existenz der Menschen, der Frauen in den verschiedenen Ländern zu schaffen, als sehr anregend für das Denken im Jetzt vorstellen.

Utopie verstanden als der mir gegebene Raum gedanklicher Konstruktion von möglichen Formen sozialer Organisation im Interesse so vieler wie möglich. Viele würden die derzeitige Art und Weise sich zum Leben, den gegebenen Bedingungen verhalten zu müssen (siehe auch WEIBBLICKE, Hefte 7, 10, 11 o. 12), nicht aushalten können ohne einer Vorstellung von doch möglichen Utopien – siehe auch „Kein Wunderland für Alice“, FrauenUtopien, Antje Vollmer, konkret-Verlag, 1986 – und ihren Visionen (Träume, Vorstellungen und auch ihren Trugbildern).

Auch ich habe die Vision von gewalt- und herrschaftsfreie Räumen und wünsche es mir gar zu sehr, diese zu entdecken, erfahren, erleben, genießen zu dürfen.

Und ich wäre fähig, verbal z.B. gewaltfrei und natürlich auch herrschaftsfrei auch mit Ihnen zu plaudern, wenn Sie mir den Raum zugestehen, Ihnen meine Vorstellungen von morgen als ein geistiges Konstrukt anzubieten.

Meine Utopie also sowie meine Visionen vom jetzt, ohne, so hoffen doch auch Sie, daß ich meine alltäglichen nicht immer geliebten, aber notwendigen Verpflichtungen auch Ihnen als Mitglied einer Gemeinschaft gegenüber zu erfüllen vergesse.

Ebenso ein mir entsprechendes Maß an Eigenverantwortlichkeit zu übernehmen bereit bin.

Sie haben Ihren berechtigten Zorn auf die derzeitigen Bedingungen formuliert, und Sie haben Frau Schäfer aus meiner Sicht verbal erschlagen, da sie anders dachte, sah, formulierte in ihrem anderen Empfinden, Fühlen, Betrachten und vielleicht – aus welchen Gründen auch immer – Ihr Maß an fachlicher Kompetenz noch nicht erreicht haben soll.

Dagegen verahre ich mich als Frau, daß Sie mit einer Radikalität Frau Schäfers Sicht- und Formulierungsart und -weise zerstören wollen.

Ihre Sichtweisen auf die gesellschaftliche Situation und die Bedingungen für politische Arbeit find ich sehr interessant und empfinde es, trotz meiner bescheidenen Erfahrungen, auf den Punkt gebracht.

Doch wie bereits geschrieben, die verbale Gewalt macht mich zornig, da für mich perspektivisch gesehen, diese Art des Meinungsdiskurses mehr schadet und wir letztendlich aufgrund der fach-

lichen Kompetenz und des verbalen gewaltigen Charismas einer Frau Schenk vielleicht nur noch Frau Schenks Meinung erfahren dürfen.

Zum anderen ist mir nicht klargeworden, was Sie unter Charisma verstehen. Mein Bedarf an sogenannten charismatischen Persönlichkeiten ist gedeckt. Denn Charisma als manipulative Möglichkeit genutzt, mächtige Gewalt auszuüben, dürfte ich (wir) genügend erfahren haben.

Für mich geht es nicht um die mächtige Ausstrahlung im Sinne von gefangen nehmen, sondern um Charisma im ästhetischen Sinne, als Anregung meiner Sinne, vielleicht durch eine mir angenehme Anmut der Bewegung, dem Tempore der Stimme, der Art und Weise, Wissen und Erfahrungen zu vermitteln. Für mich ist Charisma eine ästhetische Kategorie und nicht als Mittel der Machtausübung im Sinne von Gewalt. Gewaltig können meine Sinne angeregt, aber nicht mit gewaltiger Manipulation vereinnahmt werden.

Und ich bin bereit einer Frau zuzuhören, die etwas für mich Interessantes vermitteln möchte, auch wenn diese nicht über Ihr sogenanntes Charisma verfügt.

Sollte sie eine für mich einnehmende Ausstrahlung besitzen, aber mich verbal erschlagen wollen, so würde ich dieser Frau mit dem so verfänglichen Charisma nicht zuhören können.

Es wäre eine „Gnade“ für meine Sinne, ein Genuß, wenn Frau Charisma (Anmut) besitzt und mich auch noch in meiner Lust an gedanklichen Konstruktionen anrührt. *Eleonore Richter* ♀

WAS FÜR EINEN POLITIKBEGRIFF HABEN WEISSE DEUTSCHE LESBEN?

Sowohl auf der Straße, im Film als auch

in den lesbischen Zusammenhängen herrscht der Rassismus.

„Viel zu viel verschwiegen“ zeigt das Leben der Lesben in der DDR, jedoch wurde viel zu viel verschwiegen. Es gab nicht nur weiße deutsche Lesben in der DDR oder sind afro-deutsche Lesben keine Lesben? Als wir uns erlaubten die Frage zu stellen, nach welchen Kriterien denn die interviewten Frauen ausgesucht wurden, bekamen wir doch tatsächlich die Antwort: Wir haben Frauen mit Geschichte aus verschiedenen Altersgruppen gesucht. Beim Nachdenken wie es wohl mit der Geschichte gemeint war, bekamen wir aus dem Publikum den dezenten Hinweis: wir sollten uns nicht so viel Raum nehmen, dies ist nicht Thema der Veranstaltung. Aber das aktuelle Thema innerhalb und außerhalb der Lesbenbewegung ist nach wie vor Rassismus und Antisemitismus, auch wenn einige Lesben und Frauen in der weißen Lesben- und Frauenbewegung der Meinung sind, daß die Rassismus-Diskussion an den Haaren herbeigezogen ist. Es wird immer noch viel zu viel verschwiegen! *Elisabeth Abraham* ♀

GEGENDARSTELLUNG

Im Heft 11/93 veröffentlichten wir einen Beitrag von Ernestine Brüll, unter der Rubrik „Sexuelle Gewalt“, mit dem Titel: „Aufzug der neuen Römer“. Dieser Beitrag bezog sich auf die Veranstaltung „Schwules Coming out mit 12 und die ganz normalen Pädos“ vom 28.2.93 im Sonntag Club e.V. (die Red.)

Sehr geehrte Redaktion!
Die Mitgliederversammlung des Sonntags-Clubs hat es mit einer satten Zweidrittel-Mehrheit abgelehnt, den pädosexuellen Männern Raum und Öffentlichkeit zu bieten. Die Angaben von E. Brüll in dem Artikel „Aufzug der neuen

IHR AN EUCH/INFOS

Römer“ in Weibblick Nr.11/93 sind falsch.

Eine Zeitung die ernstgenommen werden will, zeichnet sich dadurch aus, daß sie gut recherchiert. Ihr habt dies leider versäumt. Deshalb fordere ich Euch auf, die Richtigstellung im nächsten Heft zu publizieren, angemessen zu plazieren und im Inhaltsverzeichnis anzugeben.

Mit freundlichen Grüßen,

Dr. Ursula Sillge

Fax: 030/622 4720 oder Frauen-Anstiftung Projekt Staat und Autonomie, Hermannstr. 229, 12049 Berlin)

Frauen Unterwegs e.V. bietet:

Radtour auf den Spuren von George Sand 27.8.-11.9.93

Frauenbewegung- und politik in Wien – Budapest 18.-25.9.93

(Bildungsurlaub) Weimar 14.-17.10.93

London 2.-9.10.93, Rom 9.-16.10.93

Sprachkurs in Paris 18.9.-2.10.93 und in Granada 16.-30.10.93

Herbstkatalog ab September bei frauen unterwegs e.V., Potsdamer Str. 139, 10783 Berlin, Tel.: 030/ 215 10 22, FAX 216 98 52

Frauenpolitischer Runder Tisch, AG Arbeitsmarkt

Die Dokumentation der Fachtagung der Arbeitsgruppe FRAM des Frauenpolitischen Runden Tisches zu den Themen „Frauenarmut im Osten Deutschlands“ (29.2.92) sowie „Arbeitsförderung=Frauenförderung?“ (21.11.92) sind für 4,-DM erhältlich

Bezug: Frauenpolitischer Runder Tisch, Friedrichstr. 165, 10117 Berlin

„Cafe von Frauen für Frauen. Cafe.“

Mittwoch ab 20 Uhr

Ort: Schliemannstr. 22 – im Hof, 10437 Berlin

Bremen

TischlerInnen zur Übernahme der Tischlerei im Frauenstadthaus Bremen gesucht!

Kontakt: 0421/ 4989500, Am Hulsberg, Bremen

Dresden

Thema: „Den Jahren Leben geben“

3. Sächsische Informationswoche im Europäischen Jahr der älteren Menschen und der Solidargemeinschaft der Generationen, Deutsche – Hygiene Museum vom 30.11. bis 5.12.93.

Ab 1. Juni wird ein „Senioren-Kontakt-Büro“ im Deutschen Hygiene Museum in Vorbereitung der Informationsmesse seine Tätigkeit aufnehmen; bis 30.8.93 werden Anträge der Einzel- bzw. Gemeinschaftsaussteller entgegengenommen; ab 26.9.93 vielfältiges thematisches Veranstaltungsangebot
Kontakt: Deutsches Hygiene Museum, Lingnerplatz 1, 01069 Dresden, 0351/4846353

Dortmund

Die Frauenbeauftragten der Universität Dortmund haben ein Buch über die an der Universität forschenden und lehrenden Frauen herausgegeben
Bezug: Buchhandel; Büro der Frauenbeauftragten, PF.50 05 00, 44221 Dortmund

Erfurt

2.10./3.10.93 Bundesfrauenkonferenz der Grünen

Kassel

4.9.93 Bundesweites Streikplenum
13.11./14.11.93 Kongreß FrauenStreiktag
Kontakt: Streikkomitee Köln-Bonn, Niederichstr. 6, 50668 Köln, Tel.. 0228-167609; UVF Friedrichstr. 165, 10117 Berlin

Köln

Beratungsstelle und Frauenbildungsinstitut

für Aussiedlerinnen, einheimische und ausländische Frauen, Asylbewerberinnen jederzeit Kommen ohne Voranmeldung möglich!

Ort: Theodor -Heuss-Str. 50996 Köln

infos +++ infos +++ infos +++ infos

BERLIN

GOLDRAUSCH-Frauenfest am 5. September 93 in der Kulturbrauerei, Schönhauser Allee 36-39, Eingang Knaack/Ecke Dimitroffstraße.

Programm: verschiedene Frauenbands, Musik, Tanzdarbietungen, Kabarett, Performance, Disco, Standardtanz....
Programmbeginn: ca. 19 Uhr, Einlaß: ab 18 Uhr.

Eintritts-Vorverkauf und Abendkasse = 18,- DM; an der Abendkasse auch Ermäßigung auf 15,- DM; wenn Belegung möglich

Eröffnung der FFBIZ-Galerie mit Filmvorführung am 3. Oktober 93, Dankelmannstr. 47: „HELL-DUNKEL“ CHRISTA BIEDERMANN'S neue Bild-, Klang-Wortwelten;

„Ausgründungen aus Vereinen“: vom Frauenprojekt zum Betrieb, Seminar am Fr. 20./Sa. 21. August 93, 10-16 Uhr in der Dircksenstr. 47, 10178 Berlin, Referentin: Dr. Susanne Hauser; Kurzreferat: Dr. Kerstin Herbst, (Teilnahme-Beitrag beträgt 55,- DM incl. Verpflegung und Getränke; weitere Infos über Traude Chrysanthou, Tel.: 030/622 6325,

Erster Aufruf zum Frauenstreik 1994

Frauen sagen Nein !

Die Wiederherstellung eines großen Deutschlands findet auf Kosten von Flüchtlingen, auf Kosten der "Anderen", der Schwachen, der Armen

und auf Kosten von Frauen statt.

Deswegen rufen wir auf zu einem

Frauenstreik!

Damit wollen wir gegen den Abbau von Grundrechten, gegen den Abbau von Sozialleistungen und die wachsende Armut von Frauen, gegen die Zurückdrängung bereits erreichter Frauenrechte, gegen die Zerstörung der Umwelt und gegen die Vorbereitung deutscher Kriegsbeteiligungen protestieren.

1975 traten die Frauen in Island in den Generalstreik.

1991 sind Schweizerinnen in den Streik getreten.

Jetzt streiken wir.

Der Frauenstreik wird am 8. März 1994 - Internationaler Frauentag - stattfinden. Frauen werden die Hausarbeit niederlegen; ihre Erwerbsarbeitsplätze bestreiken oder Dienst nach Vorschrift praktizieren; nicht einkaufen (Kaufstreik); nicht mehr höflich lächeln; nicht nett sein; keinen Kaffee kochen und die Kinder den Männern mit auf die Arbeit geben. Auffällig und frech werden wir unsere Gemeinsamkeit und unsere Solidarität bekunden.

Wir nehmen es nicht mehr hin, daß Frauenlöhne immer noch um dreißig Prozent unter denen der Männer liegen, wir wehren uns gegen Männerseilschaften, an denen der Aufstieg von Frauen in gut bezahlte Positionen scheitert. Die geheime Parole "Männer gehen vor" hat dazu geführt, daß in den neuen Bundesländern vor allem Frauen von den Arbeitsplätzen verdrängt wurden. Nun ist zu befürchten, daß Frauen auch noch den Preis für den EG-Binnenmarkt bezahlen müssen: Mehrere hunderttausend Frauenarbeitsplätze werden in den nächsten Jahren allein in Deutschland abgebaut werden.

.....➔

STREIK!

Jetzt ist Schluß.

Schluß mit der Gewalt, Schluß mit der Demütigung. Im Krieg wird die Vergewaltigung als Waffe benutzt. Innerhalb der Ehe ist sie in Deutschland immer noch nicht verboten. Den Kampf der Männer um den Erhalt ihrer Vorherrschaft, durch Anmache und sexuelle Übergriffe, erfahren Frauen täglich und hautnah.

Uns reicht's!

Wir wollen die Teilhabe an allen gesellschaftlichen Entscheidungen entsprechend unserem zahlenmäßigen Anteil an der Bevölkerung. Wir wollen die gleichmäßige Verteilung der bezahlten und der unbezahlten Arbeit unter Frauen und Männern und eine eigenständige Existenzsicherung für jede erwachsene Person. Wir fordern die Gleichberechtigung aller Lebensformen: allein, in Gemeinschaft, heterosexuell oder lesbisch. Eine Bevorzugung der Ehe durch den Staat lehnen wir ab. Jede Frau muß selbst entscheiden können, ob sie eine Schwangerschaft austrägt oder nicht.

Wir wollen, daß Immigrantinnen und Immigranten, Flüchtlinge, nicht-weiße Deutsche, Sinti und Roma, Jüdinnen und Juden gleichberechtigt, angstfrei und sicher hier leben können. Die Pläne der Bundesregierung, bundesdeutsche Truppen an Kriegen teilnehmen zu lassen lehnen wir ab und werden die uns nahestehenden Männer dabei unterstützen, den Kriegsdienst zu verweigern oder zu desertieren.

Wir kündigen den patriarchalen Konsens und beginnen mit einem Warnstreik.

Wir rufen alle Frauen auf, sich mit eigenen Ideen zu Aktionen und Diskussionen an dem Streik zu beteiligen: Vielfalt und Kreativität sind gefragt. Gründet überall regionale Streikkomitees/-gruppen, entwickelt neue Streikformen, geht mit Euren Forderungen an die Öffentlichkeit!

Bisher gibt es zwei Kontakt- und Koordinationsstellen: Das Streikkomitee Köln-Bonn, Tel. 0228/167609 und das Berliner Büro des Unabhängigen Frauenverbandes (UFV), Tel. 030/2291753.

Erstunterzeichnerinnen des Aufrufs zum FrauenStreikTag 1994

.....▶

ERSTUNTERZEICHNERINNEN DES STREIKAUFRUFS

Ute Annecke, Redakteurin, Köln; **Edda Armbruster**, Heilpraktikerin, Hamburg; **Jutta Bahr-Jendiges**, Rechtsanwältin, Bremen; **Angelika Barbe**, MdB, Berlin; **Christiane Barckhausen**, Schriftstellerin, Berlin; **Sabine Baronin v. Freytag Löringhoff**, Cuxhaven; **Jutta Bartel**, stellv. Bürgermeisterin, Berlin/Mitte; **Karin Baumgartner**, DGB-Kreisfrauenausschuß Ostalb, Lehrerin, Großdeinbach; **Ulrike Baureithel**, Redakteurin, Berlin; **Ruth Becker**, Stadtkönonin, Stuttgart; **Sofie v. Behr**, Journalistin; **Editha Beier**, Gleichstellungsbeauftragte, Magdeburg; **Veronika Bennholdt-Thomsen**, Bielefeld; **Annegret Bergmann**, Frauenbeauftragte, Kiel; **Ellen Best**, Rechtsanwältin, Bremen; **Petra Bläss**, MdB, Berlin; **Shala Blum**, Stadträtin, Stuttgart; **Gunna Bohne**, Frauenprojektleiterin, Dresden; **Bärbel Bohley**, freischaffend, Berlin; **Inge v. Bönninghausen**, Redakteurin, Köln; **Carolina Brauckmann**, Köln; Prof. **Anneliese Braun**, Ökonomin, Berlin; **Ulla Breuer**, Kreisvorsitzende ötv, Köln; **Sonja Briese-nick**, Rechtsanwältin, Bremen; **Iris Bubenik-Bauer**, Politikwissenschaftlerin, Bremen; **Elvira Buchwald**, Gleichstellungsbeauftragte, Berlin/Mitte; **Ingeborg Buck**, Lila Archiv, Berlin; **Daniela Dahn**, Schriftstellerin, Berlin; **Barbara Degen**, Rechtsanwältin, Bonn; Dr. **Marliese Dobberthien**, MdB, Hamburg; **Rita Eberhardinger**, ASF-Vorsitzende, 1. stellvertretende Bürgermeisterin, Stadtoldendorf; **Irmgard Ehlers**, Bad Boll; **Karin Die-**

gelmann, Darmstadt; Dr. **Uta Enders-Drägässer**, Sozialwissenschaftlerin, Frankfurt; Dr. **Ute Drawe**, GEW, Berlin; **Erica Fischer**, Journalistin, Köln; **Waltraud Freese**, Dipl.Psychologin, Oldenburg; **Marlies Fröse**, Diplompädagogin, Münster; Prof. **Monika Ganseforth**, MdB, Neustadt; **Birgit Garling**, Neubrandenburg; Prof. Dr. **Ute Gerhard**, Sozialwissenschaftlerin, Frankfurt; **Kathrin Gerloff**, Journalistin, Berlin; Dr. **Gunhild Gutschmidt**, Soziologin, Marburg; **Heidrun Hegewald**, Malerin, Berlin; **Jutta Heinrich**, Schriftstellerin, Hamburg; **Angela Helfer**, Kreisfrauenausschuß ötv Köln; **Lehngrit Hermerschmidt**, Lila Archiv, Berlin; **Eva v. Hertzberg**, Stuttgart; Dr. **Florence Hervé**, Publizistin, Düsseldorf; **Andrea Hoops**, MdL, Niedersachsen; **Brigitte Hussein**, Journalistin, Berlin; **Mechthild Jansen**, Köln; **Ilse Janz**, MdB, Bremerhaven; **Gerda Jasper**, Ökonomin, Berlin; **Dora Kammerer**, Sonderschullehrerin, Schwäbisch Gmünd; Prof. Dr. **Heidrun Kaupen-Haas**, Medizinsoziologin, Hamburg; **Gerlinde Kempendorff**, Kabarettistin, Berlin; **Gisela Kessler**, Stellvertretende Vorsitzende der Industrie-gewerkschaft Medien, Stuttgart; **Brigitte Kiechle**, Juristin, Karlsruhe; **Eva Klippenstein**, Soziologin, Düsseldorf; **Sibyll Klotz**, MdA, Berlin; **Marie-Theres Knäpper**, Sozialwissenschaftlerin, Bonn; **Eva Kocher**, Frauenbeauftragte beim Personalrat für ReferendarInnen OLG, Hamburg; **Marinka Körzendörfer**, Journalistin, Berlin; **Tina Krone**, Journalistin, Berlin; **Christa Krück**, Lila Archiv, Berlin; **Brunhilde Krüger**, Dipl.Bibliothekar-in, Hamburg; Dr. **Marianne Krüll**, Bonn; **Ingrid Krumm**, Sozialpädagogin, Bargau; Prof. Dr. **Annette Kuhn**, Bonn; Prof. Dr. **Herta Kuhrig**, Berlin; **Irina Kukutz**, MdA Berlin; **Renate Künast**, MdA, Berlin; **Anneliese Looß**, Sozialwissenschaftlerin, Bonn; **Ingrid Lottenburger-Banzin**, Journalistin, Berlin; **Helga Lukoschat**,

Journalistin, Frauenreferentin der Grünen/AL, Berlin; **Erika Märke**, Politologin, Bonn; **Conny Matzke**, MdL, Dresden; Bonn; Prof. Dr. **Birgit Meyer**, Esslingen; **Margret Meyer**, Redakteurin, Köln; Prof. Dr. **Maria Mies**, Köln; Dr. **Carola Möller**, Sozialwissenschaftlerin, Köln; **Petra Müller**, Diplom Volkswirtin, Braunschweig; **Regina Münsinger**, Vorsitzende DGB-Kreis-frauenausschuß Ostalb, Großdeinbach; Prof. **Britta Naumann**, zweite stellv. Vorsitzende der GEW, Frankfurt; **Almuth Nehring**, Journalistin, Berlin; **Anne Neugebauer**, Münster; **Angelika Niederberger**, Kommunikationswissenschaftlerin, Wiesbaden; **Ingeborg Nödinger**, Journalistin, Düsseldorf; **Heike Notz**, Tischlerin; Dr. **Gisela Notz**, Sozialwissenschaftlerin, Oberpleis; **Veronika Oechterin**, Diplom-Informatikerin, Bremen; **Jutta Oesterle-Schwerin**, Innenarchitektin, Bonn; Dr. **Christa Panzig**, Berlin; **Gina Pietsch**, Schauspielerin, Berlin; Prof. Dr. **Luise Pusch**, Hannover; **Christine Rabe**, Gleichstellungsbeauftragte, Berlin/Mahrzahn; **Helene Reuther**, Diplompädagogin, Köln; Prof. Dr. **Eva Rieger**, Musikwissenschaftlerin, Neu Eichenberg; Prof. Dr. **Renate Riemeck**, Alsbach; **Sophie Rieger**, MdL, Bayern; Dr. **Rosa Rigendinger**, Berlin; **Edeltraud Rogée**, Landesbezirksvorsitzende HBV, Sachsen-Anhalt; **Helke Sander**, Filmemacherin, Hamburg; Dr. **Brunhilde Sauer-Burghard**, Sozialwissenschaftlerin, Köln; **Heidi Schelhowe**, wissenschaftl. Mitarbeiterin Informatik, Hamburg; **Christina Schenk**, MdB, Berlin; **Ida Schillen**, Stadt- und Regionalplanerin, Berlin; **Regina Schmidt-Zadel**, MdB, Ratingen; Prof. Dr. **Luise Schottroff**, Theologin, Kassel; Dr. **Hannelore Schröder**, Amsterdam; **Sibylle Schücking-Helfferich**, Tierärztin, Sassenberg; **Karla Schulze**, MdL, Magdeburg; **Vera Schumacher**, Gewerkschaftssekretärin, Köln; Prof. Dr. **Susanne Schunter-Kleemann**, Bremen; **Heidrun**

ERSTUNTERZEICHNERINNEN

Schwarz, Frauenbeauftragte, Berlin/Kreuzberg; **Gislinde Schwarz**, Journalistin, Berlin; **Brigitte Sellach**, Staatssekretärin a.D., Frankfurt; **Ursula Sillge**, Lila Archiv, Berlin; **Hella v. Sinnen**, Köln; **Regine Siric**, Kreisfrauenausschuß ötv Köln; **Jutta Staak**, Vor. des Bundesfrauenausschusses der GEW; **Gisela Steineckert**, Schriftstellerin, Berlin; **Ulfa v. d. Steinen**, La Palma; **Doris Steinhauer**, Diplompädagogin, Wilhelmshafen; **Ingrid Steinmeister**, Juristin, Bonn; **Christel Teichmann**, stellv. Landesbezirksvorsitzende der HBV, Sachsen/Anhalt; **Marlies Tepe**, Vors. des Bundesfrauenausschusses der GEW; **Luise Teubner**, Lehrerin, Friesenheim; Prof. Dr. **Christina Thürmer-Rohr**, Berlin; **Christiane Tillner**, Frauenbeauftragte, Universität Osnabrück; **Senta Trömel-Plötz**, Lancaster, USA; **Holde-Barbara Ulbrich**, Journalistin/Autorin, Berlin; **Evamaria Vohwinkel**, Verwaltungsangestellte, Hamburg; **Claudia Walther**, JUSO-Vorstand, Aachen; **Christine Weiske**, Berlin; **Barbara Weiler**, MdB, Fulda; **Rita Werkmeisterin**, Marburg; Dr. **Margrit Wetzel**, MdB, Agathenburg; Dr. **Christa Wichterich**, Publizistin, Brühl; **Ingeborg Wick**, Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Bonn; Dr. **Barbelies Wiegmann**, Rechtsanwältin, Bonn; Dr. **Erika Wisselink**, Publizistin, München; **Hanna Wolf**, MdB, München;

Nach Abschluß der Erstunterzeichnerinnen haben noch folgende Personen den Streikaufruf unterzeichnet:

Annegret Böhm, Frauenbeauftragte, Böhlingen; **Bärbel Höhn**, MdL, Oberhausen; **Kerstin Kaiser**, Slawistin, Berlin; Dr. **Renate Kreutz**, Ärztin, Köln; **Renate Michalik**, Geschäftsführerin Chanc GmbH für Frauen, Berlin; **Regina Schmidt-Zadel**, MdB, Ratingen; **Alice Schwarzer**, Köln; **Karin Tegtmeier**, Organisationsleiterin Stuttgart; **Christel Wietusch**, Ökonomin, Berlin; **Marlies Wirth-**

wein, Frauenreferat der evangelischen Kirche von Westfalen, Dortmund,

agisra e. V. (Arbeitsgemeinschaft gegen internationale sexuelle und rassistische Ausbeutung), Frankfurt/M.; AG Frauenforschung Universität Bonn; AG LISA der PDS; AK Politik und Geschlecht in der DVPW (Deutsche Vereinigung für politische Wissenschaft); Arbeitskreis Autonomer Frauenprojekte, Berlin; ÄTNA Verlag, St. Augustin; Aradia Frauenbuchladen, Kassel; ASF Kreisverband, Freiburg; ASF Erlangen-Stadt; ASF Unterbezirk Erlangen; ASF Unterbezirk, Holzminden; AURA Selbstverteidigungsverein für Frauen und Mädchen e.V., Nürnberg; Autonomes Frauen-Archiv, Wiesbaden e. V.; Außerparlamentarische Frauengruppe Pankow, Berlin; Beratungsstelle Frauenperspektiven, Hamburg; Berliner Regionalstelle des Netzwerkes politikwissenschaftlich und politisch arbeitender Frauen; Bundesfrauenausschuß der GEW; Büro für frauenpolitische Forschung & Beratung, Frankfurt; DGB-Kreisfrauenausschuß Köln; Demokratischer Frauenbund e.V.; Demokratische Fraueninitiative, Düsseldorf; Deutsche Hausfrauengewerkschaft e.V., Bonn; Die Frauenbeauftragten der Stadt Freiburg im Breisgau; Die Frauen der Vereinigten sozialistischen Partei (VSP), Köln; Die Frauen-Initiative Quirl e.V., Bremen; Die Frauen der Infokneipe im Kulturladen Konstanz; Die Frauen des Landesverbandes der Grünen NRW; Die Spinnen e.V., Beratungs- und Bildungszentrum für Frauen zur Erwerbssituation, Essen; Distel e.V. - Psychologische Beratungsstelle und Therapie für Frauen + Kinder, Essen; donna klara e.V., Verein für feministisch-psychosoziale Arbeit u. Selbsthilfe, Kiel; Eine Welt Laden Unterwegs, Mainz; EWA-Frauenzentrum, Berlin; Feministisches Archiv/Feministische Frauenliste, Marburg; Feministisches FrauenGesundheitsZentrum Hagazussa e.V., Köln; FOPA Berlin e.V. - Feministische Organisation von Plane-

rinnen und Architektinnen, Berlin; FOPA e. V. - Feministische Organisation von Planerinnen und Architektinnen, Dortmund; Forum Ökonomie & Arbeit, Braunschweig; Frankfurter Zentrum für EBStörungen e. V.; Frauen Beratung+Selbsthilfe e.V., Wuppertal; Frauenhaus Herford e.V.; Frauenforschungs- Bildungs- und Informationszentrum (FF-BIZ), Berlin; Frauen helfen Frauen e.V., Köln; Frauen helfen Frauen e.V., Moers; Frauen helfen Frauen e. V., Tübingen; Frauen helfen Frauen in Not e.V., Elmshorn; Frauen helfen Frauen e.V. Schwäbisch Gmünd; Frauen helfen Frauen e. V. Stuttgart; Frauen helfen Frauen e. V., Warendorf; Frauen helfen Frauen e.V. Wuppertal; Fraueninitiative 6. Oktober, Bonn; Frauenkulturzentrum, Bielefeld; Frauen Kultur u. Kommunikation e.V., Kiel; Frauennetzwerk zur Arbeitssituation e. V., Kiel; Frauennotruf München; Frauenreferat der Evangelischen Kirche im Rheinland, Düsseldorf; I. Frauensportverein Köln e.V.; Frauenstudien München e.V.; Frauentherapiezentrum, Hamburg; Frauenzentrum Courage, Magdeburg; Frauenzentrum Marie, Berlin; Frauenzentrum Viersen e. V.; Frauenzentrum Weimar e.V.; Frieda e.V., Berlin; Hagazussa-Verein zur Förderung von Frauenliteratur u.-bildung e.V., Bremen; Handwerkerinnenhaus Köln e.V.; Informationsbüro Nicaragua e.V., Frauengruppe; Wuppertal; Internationales Kommunikations- und Beratungszentrum für eingewanderte Frauen und Mädchen, Heidelberg; Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit, Deutsche Sektion, Xanten; Kampagne Südströmungen, Stuttgart; Kölner Frauengeschichtsverein - Historische u. kulturelle Bildung von Frauen u. Mädchen e.V., Köln; Kreisfrauenausschuß ötv, Köln; LAG-Frauen Sachsen-Anhalt/Grüne; Lesbenarchiv Spinnboden, Berlin; Lesbenring e.V., Regionalgruppe Hamburg; Lesbenring e.V., Heidelberg; Lila Archiv e.V., Berlin; Lila Offensive, Berlin; Mädchenhaus Bielefeld

ERSTUNTERZEICHNERINNEN

e.V.; Notruf für vergewaltigte Frauen und Mädchen e. V., Hamburg; Notruf und Beratung für vergewaltigte Mädchen und Frauen e. V., Kiel; Notruf und Beratung für vergewaltigte Frauen und Mädchen e.V., Koblenz; Nürnberger Frauenbündnis; SARAH, Kulturzentrum für Frauen e.V. Stuttgart; Schwarze Witwe- Autonome Frauenforschungsstelle, Münster; S.H.I.A. e.V., Berlin; SOFI, Berlin; SOLWODI - Solidarität mit Frauen in Not e.V.; Die Frauen der Sozialistischen Linken, Karlsruhe; Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e. V., Köln; S.U.S.I. - Interkulturelles Frauenzentrum, Berlin; SUFFRAGETTENPRESSE, Hamburg; Unabhängiger Frauenverband (UFV), Berlin; UFV-Landesbüro, Weimar; UFV-Landesverband Mecklenburg/Vorpomern; UFV-Regionalgruppe Dresden; Ulmer Gewerkschaftsfrauen; Verein "Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis", Redaktion "beiträge zur feministischen theorie und praxis", Köln; Villa Courage, Frauenflüchtlingshaus, Freiburg; WEIBBLICK-Informationsheft von Frauen für Frauen; Wildwasser Oldenburg e. V.; Wir Frauen - Zeitschrift, Düsseldorf; Zentrum für Interdisziplinäre Frauenforschung (ZIF), Berlin;

Nach Ablauf der Erstunterzeichnerinliste haben noch folgende Organisationen den Streikaufruf unterzeichnet:

ASF im Unterbezirk Wiesbaden; Bildungszentrum und Archiv zur Frauengeschichte Baden-Württemberg (BAF) e.V., Tübingen; Die Frauen im Landesvorstand der Grünen Niedersachsen; Feministisches Frauengesundheitszentrum e.V., Frankfurt/M.; Feministisches FrauenGesundheitszentrum Hagazussa e.V., Köln; Frauenbeauftragte Bielefeld; Frauen helfen Frauen e.V., Aachen; Frauen helfen Frauen e.V. e.V., Köln; Frauen helfen Frauen e.V., Moers; Frauenzentrum e.V., Rüsselheim;

KINDER...

...werden bei uns ganztägig betreut, wenn sie im Alter von zwei bis sechs Jahren sind. Als Integrationskita beziehen wir Kinder ein, die aus clean- und trockenlebenden Familien kommen, sowie Kinder von Frauen, die mit süchtigen Partner/Innen zusammenleben. Unsere Integrationsgruppe wird 15 Kinder aufnehmen.
Wichtig: Wir arbeiten suchtpreventiv, zum Beispiel durch gezielte Entwicklung des Selbstwertgefühls und eines positiven Körperbewußtseins. Natürlich geschlechtsspezifisch.

Um die Kinder kümmern sich vier ausgebildete Erzieherinnen, die für die besonderen Integrationsbedingungen speziell qualifiziert wurden. Auf die Kleinen warten einhundertvierzehn Quadratmeter Spiel- und Ruheräume, ein tägliches Mittagessen (liebervoll in unserem projekteigenen Café „Seidenfaden“ zubereitet), eine schöne und kindgerechte Möblierung, pädagogisch wertvolles Spielzeug und ein ideenreiches Tagesprogramm.

ANMELDUNG UND INFORMATION: ANGELIKA KASCHA
STOFFBRUCH FRAUENSUCHTPROJEKT >KITA-BEREICH<
DIRCKSENSTRASSE 47, 10178 BERLIN, TEL. 030/281 23 50

ÖFFNUNGSZEITEN DER KITA: MO., MI. UND FR. VON 7.30 BIS 17.00 UHR,
DI. UND DO. VON 7.30 BIS 18.00 UHR
KOSTEN: NACH KITAKOSTENGESETZ ODER TAGEWEISE 5,00 DM PRO TAG

Mit einer Spende haben Petra Bläß und Christina Schenk
diese Ausgabe von Weibblick unterstützt.

Vielen Dank!

Frauen helfen Frauen e.V., Stuttgart; Frauenreferat im Sprecherrat der Geschwister-Scholl-Uni München; Kore Verlag GmbH, Freiburg; Notruf und Beratung für vergewaltigte Frauen und Mädchen e.V., Koblenz; Stadtrevue, Kölner Stadtillustrierte,

Verlag Köln: TERRE DES FEMMES, Menschenrechte für die Frau e.V., Tübingen; Verband für internationale Familien-und Partnerschaften/IAF, Aachen; Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen, Köln